

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Naturkunde

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

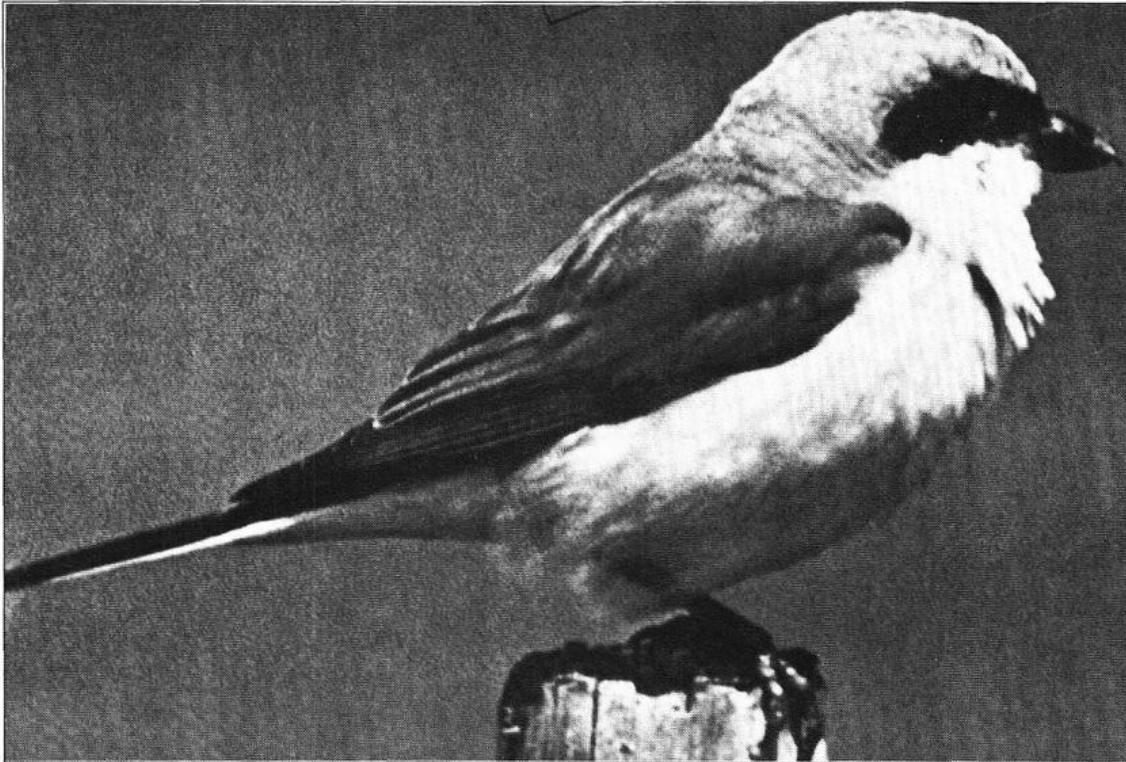
Josef Hürkamp

Der Neuntöter

Vogel des Jahres 1985

Im Jahre des Weißstorches 1984 blieb bei vielen niedersächsischen Störchen die Kinderstube leer. Von 297 Horstpaaren brüteten nur 161 mit Erfolg. 399 Junge flogen Ende August mit ihren Eltern ins warme afrikanische Winterquartier. Ein großer Teil war erst mit Verspätung im „Sommersitz“ angekommen. Trotz allem reichte der Storchbestand 1984 mit allen Nachzüglern nicht an die Zahl des Vorjahres mit 336 Paaren heran. Bei 136 Paaren reichte die Zeit im Sommer 1984 nicht mehr zum erfolgreichen Brutgeschäft. 399 Junge wurden aufgezogen; 1983 waren es noch 562. Dieses schlechte Ergebnis wird sich Anfang der neunziger Jahre bemerkbar machen, da der Storch im allgemeinen im Alter von sieben Jahren zum ersten Mal brütet. Bei uns wurden die meisten Störche zwischen Cuxhaven, Bremerhaven und Rotenburg/Wümme gezählt: 55 Paare; im Landkreis Lüchow-Dannenberg waren es 40 Paare. Im Emsland und im Landkreis Uelzen wurde kein Vogel des Jahres 1984 gesehen. Während bei uns in der BRD Deutschland der Storchbestand leider immer weiter abnimmt, breitet sich Aderbar in der DDR, Polen und Ungarn aus. Auch in Griechenland gelang es, durch intensive Schutzmaßnahmen dem Storch wieder mehr Lebensmöglichkeit anzubieten.

Der *Neuntöter*, manchmal auch *Rotrückiger Würger* genannt, war früher ein weitverbreiteter und fast überall häufiger Vogel. Die zunehmende Vernichtung von Baum- und Strauchhecken als seine Lebensräume und die Verringerung des Nahrungsangebots durch einen übermäßigen Einsatz chemischer Mittel führte zu einem dramatischen Rückgang seiner Bestände und zu einem flächenhaften Verschwinden, so daß der Neuntöter zu einem weitaus weniger bekannten Vogel geworden ist. Der Landesbund für Vogelschutz in Bayern wählte zusammen mit dem Deutschen Bund für Vogelschutz den im Volksmund auch als *Dorndreher* oder *Würgeengel* bekannten Neuntöter zum Vogel des Jahres 1985. Mit der Wahl zum Vogel des Jahres will der DBV für die Erhaltung der Hecke als Lebensraum auch für andere bedrohte Tier- und Pflan-



Neuntöter — Vogel des Jahres 1985.

zenarten werben. Bis vor wenigen Jahren war der Neuntöter in der Bundesrepublik noch weit verbreitet. Heute findet er in der nach Flurbereinigungsmaßnahmen monotonen und maschinengerechten Landschaft nur noch wenig Überlebungs­möglichkeiten. Er ist auf die Rote Liste der bedrohten Tiere gesetzt worden.

„Neuntöter“ oder „Rotrückiger Würger“ — dieser volkstümliche Name könnte einen abendfüllenden Gruselkrimi übertiteln, dieser Singvogel mit dem furchterregenden Namen erbeutet nur Heuschrecken, Roßkäfer und andere Insekten, kleine Eidechsen und Mäuse. Diese Beutetiere erledigt der Vogel aber auf besonders makabre Weise: er speißt das erjagte Getier auf Dornen oder Astspitzen, zerteilt das so angerichtete „Schaschlik“ fein säuberlich und schlingt die Beute in kleinen Häppchen hinunter. Seine eigenartigen „Eßmarnieren“ sorgten dafür, daß der Sommervogel über lange Zeit erbarmungslos verfolgt wurde, doch heute setzen sich Ornithologen für den vom Aussterben bedrohten Neuntöter ein und ernannten den dreisten Feinschmecker zum „Vogel des Jahres 1985“.

Das prächtig gefärbte Männchen des Neuntöters ist vor allem durch seinen auffälligen schwarzen Augenstreif und seinen grauen Oberkopf und Nacken, der sich deutlich von den rostroten

Rücken- und Flügelpartien abhebt, leicht erkennbar. Das unscheinbare Weibchen und die Jungen sind feldornithologisch leicht zu unterscheiden. Beide besitzen einen braunen, wenig auffallenden Augenstreif. Oberkopf und Rücken sind rostrot. Die helle Unterseite und die Flanken weisen zudem dunkelbraune Bogenlinien auf, die bei den Jungvögeln stärker ausgeprägt sind. Ansonsten gleichen die flüggen Jungvögel in ihrem Gefieder stark dem Weibchen und sind von diesem mitunter schwer zu unterscheiden. Der berühmte Naturforscher Carl v. Linné war es, der als erster den Neuntöter beschrieb und ihm den Namen *Lanius collurio* verlieh. Der Gattungsname *Lanius* entstammt dem lateinischen Verbum *laniare* und bedeutet zerfleischen. Der Artname *collurio* ist ein abgewandelter griechischer Vogelname und mit der deutschen Bedeutung 'Raubvogel' gleichzusetzen.

Systematisch eingeordnet gehört der Neuntöter zur Familie der Würger (*Laniidae*), die mit insgesamt 64 Arten über die ganze alte Welt, in Nordamerika und Mexiko verbreitet ist. Ein typisches Merkmal dieser Singvogelfamilie ist ihr falkenähnlicher Oberschnabel, der analog den Greifvögeln mit einem sogenannten „Falkenzahn“ versehen ist. Linné zählte daher die Würger fälschlicherweise zu den Greifvögeln. Im Süden Deutschlands sind neben dem Neuntöter noch drei weitere Würgerarten heimisch. Der Schwarzstirnwürger steht hier als Brutvogel unmittelbar vor dem Aussterben. Der mehr im Süden Europas verbreitete Rotkopfwürger brütet zumindest noch in einigen wenigen Paaren im Raum Unter- und Mittelfranken sowie im klimatisch günstigen Vorland der Schwäbischen Alb. Auch beim Raubwürger, unserer größten einheimischen Würgerart, waren in den letzten Jahren Bestandseinbußen festzustellen. In sehr vielen Teilen Deutschlands ist er bereits ausgestorben. Demgegenüber war der Neuntöter früher ein weitverbreiteter und fast überall häufiger Vogel. Die Art ist dem palaearktischen Faunentyp zuzurechnen. Sie bewohnt ganz Europa und dringt bis Turkestan und Zentralsibirien vor. Andere Rassen sind ausschließlich auf den asiatischen Kontinent beschränkt.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und um 1900 beschreibt Jäckel den Neuntöter als häufigen und weitverbreiteten Brutvogel in weiten Teilen Bayerns. Ebenso bezeichnet Niethammer im Handbuch der Deutschen Vogelkunde 1937 den Neuntöter als verbreitet und häufig. Dieser Eindruck mag noch bis zu Beginn der 50er Jahre zutreffend gewesen sein. Inzwischen hat ein dramatischer Bestandsrückgang eingesetzt. Heute steht der Neuntöter

ebenso wie die anderen einheimischen Würger-Arten als stark bedrohte Art auf der Roten Liste. Die Ursachen, die für den starken Rückgang des Neuntöters verantwortlich sind, sind vor allem in den Veränderungen der Lebensräume zu sehen.

Der gut goldammergroße Neuntöter gilt bei uns als Charaktervogel einer halboffenen, reichstrukturierten Landschaft. Hier bewohnt er vor allem trockene und sonnige, mit ausgedehnten Busch- und Heckenbeständen bestandene Landstriche. Auch an buschbestandenen Waldrändern oder in Feldgehölzen trifft man ihn regelmäßig als Brutvogel an, wo er von Pfosten, Busch- und Baumspitzen aus seine eleganten Beuteflüge ausführt. Landschaftsstriche hingegen, in denen derartige Strukturen fehlen oder in denen der Monat Juni kalt und regnerisch ist, meidet der Neuntöter. Dies ist beispielsweise in Westengland oder an der Westküste Norwegens der Fall. Typische Neuntöter-Habitate sind dichte, undurchdringliche Hecken aus Weißdorn, Schlehdorn und Heckenrose. Seine höchste Siedlungsdichte erreicht er mit bis zu neun Paaren pro zehn Hektar auf Trockenrasenbiotopen mit einzelnen, nicht zusammenhängenden Hecken, alten Obstbäumen und einer artenreichen Insektenfauna.

Sein recht einheitlich und stabil gebautes Nest, es gleicht einem aus Stengeln, Halmen und Moosen bestehenden festen Napf, errichtet der Neuntöter gewöhnlich ein bis zwei Meter über dem Erdboden stehend in dichtem Dornengebüsch, in kleinen Bäumen oder aber auch in dornlosen Sträuchern, wobei er bei der Nistplatzwahl scheinbar keine besonderen Ansprüche stellt. Das Vollgelege besteht aus fünf bis sechs Eiern und wird 14 bis 15 Tage lang vom Weibchen bebrütet. Es schließt sich eine 11- bis 20-tägige Nestlingsdauer an, gefolgt von einer je nach Ausfliegealter 20 bis 30 Tage dauernden Führungsperiode. Nach Beendigung des Brutgeschäftes beginnt der Wegzug des Neuntöters bereits Anfang August, welcher vor allem von den Altvögeln eröffnet wird. Im September folgt das Gros der erbrüteten Jungvögel. Oktoberbeobachtungen sind spärlich. Charakteristisch für das Zuggeschehen des Neuntöters ist, daß er ausschließlich in der Nacht zieht und daß seine Zugrichtung im Gegensatz zu vielen anderen Zugvögeln nach Südosten ausgerichtet ist. Der Herbstzug also führt über Griechenland, die Ägäis und Kreta und endet im tropischen Afrika, wo die Neuntöter den Winter verbringen. Der Frühjahrszug verläuft erstaunlicherweise auf einem anderen Zugweg. Vom südlichen Ägypten aus fliegen die Vögel viel weiter östlich über die Sinai-Halbinsel, Syrien sowie Kleinasien und erst von hier in



Der Neuntöter speißt zur kurzfristigen Nahrungsreserve Insekten auf Dornen und trockenen Astspitzen auf.

nordwestlicher Richtung in ihre mitteleuropäischen Brutgebiete. Man spricht in diesem Fall von einem Schleifenzug, weil die Zugwege im Frühjahr und Herbst wesentlich voneinander abweichen. Nach dem längeren Heimzug aus den Winterquartieren treffen die ersten Neuntöter einzeln und sehr verstreut in der ersten Maihälfte bei uns ein. Das Männchen besetzt sofort ein Revier und versucht durch Balzflüge und Gesang die Weibchen auf sich aufmerksam zu machen.

Angesichts der katastrophalen Bestandseinbußen des Neuntöters ist zu bedenken, daß der Bestand der meisten Tierarten durchaus von Jahr zu Jahr mehr oder weniger schwanken kann. Über einen längeren Zeitraum läßt sich jedoch ein deutlicher Trend erkennen. Dieser weist beim Neuntöter seit Jahrzehnten sehr deutlich nach unten. Auf einer Probefläche im Kreis Vechta ging der Bestand beispielsweise von 46 Paaren auf 4 Paare 1976 zurück. Ähnlich starke Einbußen sind auch aus anderen Gegenden bekanntgeworden. Als Hauptursache für diesen Bestandszusammenbruch werden vor allem Biotopveränderungen diskutiert, die sich negativ

auf die Neuntöterpopulation auswirken. Durch das Abholzen und Roden von dornentragenden Hecken, das Beseitigen von Buschwerk auf Feldern und Wiesen oder an Straßen und Waldrändern sowie verstärkten Herbizideinsatz zur Vernichtung des Unterwuchses bei Hecken und Schonungen oder zur Beseitigung von unerwünschten Brennesselfluren und von Brombeergebüsch zerstört man die Nistmöglichkeiten für den Neuntöter. Solche Eingriffe sind großflächig in vielen landwirtschaftlich und forstwirtschaftlich intensiv genutzten Gebieten erfolgt, wobei auch die Lebensvoraussetzungen der Beutetiere und die Jagdmöglichkeiten für Würger entscheidend beeinträchtigt wurden. Dies gilt insbesondere für viele schützenswerte Trockenrasenstandorte und früher extensiv genutzte Wiesen. Sie können nach Umbruch in Ackerland oder durch Aufforstungen vom Neuntöter nicht mehr besiedelt werden.

Ein weiterer Gefahrenfaktor ist in der Belastung der Vögel durch Pestizide zu sehen, die als Insektizide und Herbizide in die Landschaft eingebracht werden oder indirekt über andere Industrieprodukte in die Umwelt kommen. Der massive Einsatz von Schädlingsbekämpfungsmitteln, vor allem von DDT in den Entwicklungsländern, läßt die Vermutung zu, daß auf diese Weise vor allem insektenfressende Zugvögel negativ beeinträchtigt werden, da diese anfälliger gegen Vergiftungen sind als Säugetiere oder Menschen. Zugverluste ergeben sich beim Neuntöter auf dem Zug durch Abschluß oder Fang durch den Menschen, obwohl er Italien meidet und über Jugoslawien und Griechenland zieht, wo jedoch auch etliche Vögel gefangen und geschossen werden. In Ägypten und im Libanon wird ihm intensiv nachgestellt.

Zugbedingte Verluste, aber auch natürliche Feinde wie Wiesel oder Elster, können jedoch nicht die vorrangige Ursache für den Neuntötterrückgang sein, weil es nach wie vor intakte Neuntöterpopulationen gibt, die sonst auch davon betroffen sein müßten. Um den Neuntöter, eine ursprünglich häufige und weitverbreitete Vogelart, auch künftig als Brutvogel bei uns zu erhalten, um seinen Bestand zu stützen und die Möglichkeit zu bieten, verwaiste Gebiete wieder zu besiedeln, sind die folgenden Maßnahmen zu ergreifen:

- Heckenlandschaften sind grundsätzlich zu erhalten, neue Hecken sind anzupflanzen. Dabei ist darauf zu achten, daß Heckenstreifen beispielsweise bei Flurbereinigungen möglichst vielgestaltig mit Verzweigungen versehen oder als Doppelknicks angelegt werden und in der horizontalen und vertikalen

len Struktur möglichst reichhaltig gegliedert sind.

- Gebüsch- und Heckenstreifen müssen als naturnahe Waldrandbiotop erhalten und gestaltet werden. Hoher Grünlandanteil fördert den Neuntöter, ebenso extensiv genutzte Flächen oder Brachland.
- Trockenstandorte und Streuobstflächen als wichtige Neuntötererlebensräume sind vorrangig zu erhalten und gegebenenfalls unter gesetzlichen Schutz zu stellen. Sie sind mit einer Pufferzone zu umgeben.
- Der Einsatz von Pestiziden gegen Insekten, Wildkräuter und Pilzerkrankungen ist einzuschränken, in Schutzgebieten mit bedrohten Arten gänzlich zu unterlassen.

Der unnötige Name „Neuntöter“, den man am besten „Dornwürger“ nennen sollte, lebt seit eh gefährdet unter diesem vom Aberglauben geprägten Namen. Genauso wie man im Interesse des Schutzes der Vögel *Greifvögel* statt „Raubvögel“ und *Graureiher* statt „Fischreiher“ sagt, sollte man den Namen „Neuntöter“ zugunsten von *Rotrückengewürger* oder *Dornwürger* aufgeben.

Joseph Bullermann

Der Graureiher

Der Graureiher (*Ardea cinerea*) ist landläufig als Fischreiher bekannt und damit als räuberischer Vogel abgestempelt. Er soll sich ausschließlich von Fischen ernähren und ist somit zum besonderen Feind unserer heimischen Teichbesitzer geworden. Der Reiher aber lebt nicht nur von Fischen - sein Lieblingsfisch ist zwar der Hecht, den er aber wegen dessen bewegungslos lauender Haltung häufig übersieht - sondern der Speisezettel ist sehr reichhaltig und umschließt neben Fischen vor allem Mäuse, Ratten, Frösche, Insekten, Gelbrandkäfer und die der Fischerei schädlichen Wollhandkrabben. Ein bekannter Naturwissenschaftler bemerkt, daß die weitverbreitete Vorstellung von der Fischereischädlichkeit des Graureihers wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht standhält.

Ein erwachsener Graureiher nimmt täglich 330 Gramm Nahrung zu sich. Diese besteht nur zu einem Drittel aus Fischen, zwei Drittel aber sind Larven, Libellen und Kleinnager. Da der Reiher ungern tiefer als zehn Zentimeter ins Wasser stößt, fängt er insbesondere an der Oberfläche schwimmende Tiere oder Fische im seichten Wasser. Die wirtschaftlich wertvollen Karpfen und Grundfische sind als solche nicht so sehr gefährdet; Weißfische werden vom Teichwirt ohnehin nicht gehalten. So wenig man den Graureiher an künstlichen Teichen dulden möchte, so sehr sollte man doch diesem interessanten und schönen Vogel außerhalb der Teichwirtschaft in unserer Heimat seinen Platz gönnen.

Das Winterquartier des Graureihers liegt in Afrika und auch in Südeuropa; bei milderem Temperaturen bleibt der Vogel aber in Westdeutschland und auf den britischen Inseln auch zur Winterzeit. Reiher brüten meist in Kolonien auf hohen Bäumen in Nähe seichter Gewässer, und nicht selten findet man in einer Eiche der Kolonie 6 oder 8 Horste. In Dänemark, in den Niederlanden und vom Neusiedler See sind auch Graureiherkolonien im Schilf bekannt. Nach Rückkehr in die Brutkolonie im Frühjahr besetzen die Männchen zunächst die alten Horste, und zwar die größten



zuerst. Wer später eintrifft, muß mit einem kleineren Bau vorliebnehmen oder sich vielleicht einen neuen herrichten. Meist bauen beide Eltern gemeinsam oder bessern aus, bis das Weibchen im Abstand von 2 Tagen drei bis fünf blaugrüne Eier in die Nestmulde legt. Das Ausbessern des Horstes geht auch während der Brutzeit weiter, und das Bebrüten der Eier beginnt schon nachdem das erste Ei gelegt ist; das Brutgeschäft besorgen beide Eltern im Wechsel. Es wird berichtet, daß dann, wenn das Land hinter Regenschleiern versinkt oder unter Gewittern zuckt, das Männchen auf seinem Posten ist, in den Stunden, die den Eulen und Fledermäusen gehören, das Weibchen zu brüten pflegt. Nach etwa einem Monat ist das letzte Junge geschlüpft, und die Eltern haben alle Hände voll zu tun, ihre Brut mit Futter zu versorgen und aufzuziehen. Beide Eltern betreuen ihre Jungen gemeinsam. Sie tragen das Futter im Magen zum Horst, dort erbrechen (reihern) sie es in der Frühzeit der Jungen in deren Schnabel, später auf den Nestrand.

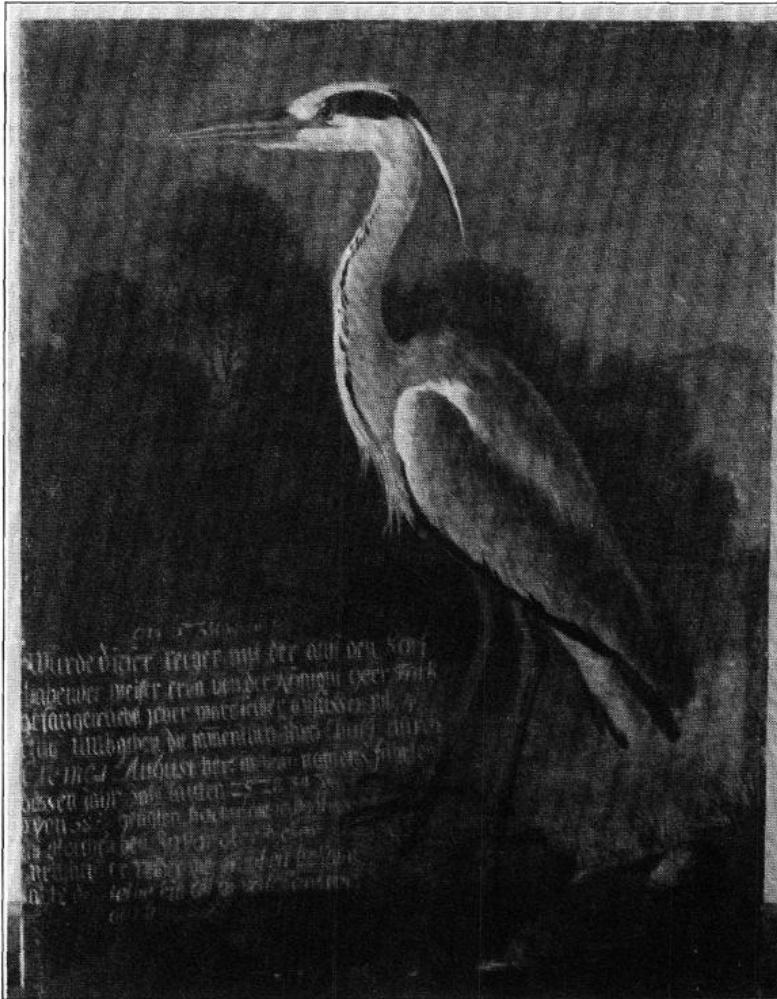
Mit zunehmendem Alter der Nestlinge wird der Streit um die besten Plätze in der Nestmulde heftiger, und Schwächlinge oder Nesthäkchen gehen oft durch Mißhandlung und an Entkräftung zugrunde. Auch bei starken Gelegen überleben in der Regel nur drei Junge. So sind unter den Horstbäumen meistens verendete Jungvögel zu finden, oder es hängt auch schon mal einer tot in den Zweigen. Der Boden der Kolonie und die Baumäste sind überkalkt mit dem Geschmeiß der Vögel. Der ätzende Kot tötet den Pflanzenwuchs des Waldbodens und kann auch die Bäume selbst schädigen. Pflanzen mit besonders hohem Stickstoffbedarf wie Brennnesseln - und auch Waldmeister - gedeihen am besten unter Reiherhorsten. Es ist kein Vergnügen, sich sommertags unter den Bäumen einer Reiherkolonie aufzuhalten, wo tote Jungvögel und Gewölle oder Reste von verlorengegangenen Fischen modern, wo ein Heer von Schmeißfliegen brummt und weißer Kot in den Nestseln klebt und die Pflanzen ätzt. Doch wenn der Sommer dahin ist und es stiller wird um die bekalkten Bäume, dann werden die Reiher spärlicher und selten noch ertönt ihr Gekrächze beim Anflug zum Horst oder bei Beunruhigung durch Feinde. Alte und Junge verteilen sich im Lande, ziehen umher, klaftern irgendwo im weiten Umfeld ihrer Kolonie, werfen ihre Schatten auf die Landschaft des müde werdenen Sommers und zerspellen mit scharfen, spitzen Schnäbeln den Silberspiegel eines Gewässers, bis sie im Oktober mit wilder Gewalt wieder südwärts ziehen mit geschweiften Hälsen und hastlosen Schwingenschlägen in die Länder der Wärme

und des ewigen Sommers. Graureiher in ihrem sicheren, weitklaffenden Fluge gehören mit zu den edelsten Fliegern, die über unsere Heimat ziehen. Ihre grauen gewölbten Flügel mit den dunklen Schwungfedern heben und senken sich ruhig und breit. Der Kopf mit den Schmuckfedern, den gelben Augen und dem gelben Schnabelspeer ruht auf dem zur Doppelschlinge geformten Hals. Am Stoß ragen die gelben Ständer hervor, als wollten sie den fliegenden Vogel im Gleichmaß halten. Der Storch wirkt plumper, da ihm für den weit vorgereckten Hals das Gegengewicht zu fehlen scheint. Reiher sind keine Segelflieger, sie nutzen die Thermik der Aufwinde nicht wie es die Störche tun; sie sind leicht durch den S-förmig gebogenen Hals von diesen zu unterscheiden.

Graureiher können alt werden. Über 24 Jahre alt war ein Reiher, der von der Vogelwarte Rossitten einst beringt wurde. Ein Besuch der Reiherkolonie von Reinshaus, zwischen Altenoythe und Kampe gelegen, gehörte früher zu den sommerlichen Standardausflügen der Mittelklassen des Gymnasiums Cloppenburg. Dort im Eichenwald des ehemals mehrere hundert Hektar großen Meyerhofes hatten Graureiher von jeher ein wahres Zuhause. Im Dreieck vor dem Zusammenfluß von Soeste und Lahe in Höhe des Küstenkanals erledigten sie im Sommer ihr Brutgeschäft, hier war Ruhe und Weite und vor allem in den nahen Flüssen und anmoorigen Feuchtwiesen und Weiden hinreichend Atzung für alt und jung. Als eine der letzten Kolonien im norddeutschen Raum hat diese sich bis auf den heutigen Tag gehalten. Zwar ist sie nicht mehr so reich besetzt wie ehemals, aber etwa 10 Brutpaare kehren alljährlich im März auf ihre angestammten Plätze zurück. Bleibt zu wünschen, daß diese Zufluchtstätte den Graureihern auch in Zukunft erhalten bleibt. Eine Reiherkolonie fand sich auch in den Stemmer Bergen, die vom Dümmer „lebte“. An der Küste im Kreis Cuxhaven ist vielleicht die größte Reiherkolonie der Bundesrepublik; hier bei Schwegen in der Gemeinde Loxstedt beherbergt ein 7 ha großes Fichtenwäldchen etwa 250 Horste, in denen alljährlich nach Presseberichten an die 1.000 Jungen schlüpfen.

Seit 1984 hat sich südlich von Dreibrücken im Soestetal des Naturschutzgebietes Thülsfelder Talsperre eine Reiherkolonie von mehreren Brutpaaren entwickelt, während 10 Kormoranpaare seit 1985 ganz spektakulär auf einer Insel der Tülsfelder Talsperre in Höhe des Hotels Seeblick brüten.

Eine große Reiherkolonie befindet sich in dem Wald von Lütelsburg in der Nähe der Stadt Norden. Dieser Bestand war insofern interessant, als dort auch Kormorane Horste angelegt hatten. Sie

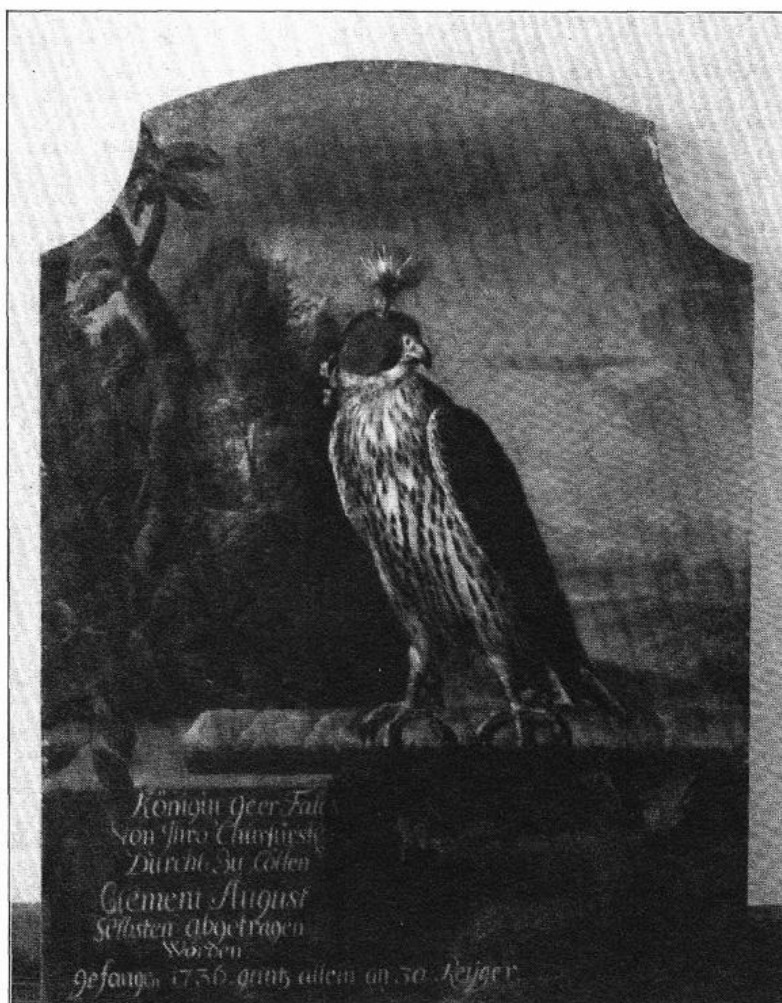


Reiherabbildung
im Schloß Au-
gustusburg in
Brühl mit der
Inscription:
ao 1738 den 19.
July / würde die-
ser reiger mit der
auff den Kopf /
(h)abender weis-
ser cron von der
Königin geer.
Falk / (ge)fangen
nebst jener ware
selber an füßen
mit 4 / (ri)ng
umgeben, die
sämentlich ihre
Churf. durch: /
Clement August
her: in bay:
namens führten /
dessen Jahr Zahl
lauten 25, 28, 34,
34 / ... von 38. t

hengten hochst die selbe ihme in gleiche bey. Zuvor aber dieser
nemblicher reiger die Freyheit bekame lagte der selbe ein ay in Fal-
konirer / garten zu Falke.

leben gern in Nähe von Reiherkolonien, da sie von der zu Boden
fallenden Atzung profitieren. Die Kormorane aber haben ihre
Quartiere wieder verlassen und sind vermutlich nach Holland
abgewandert. Außer diesen sind auch Saat- und Rabenkrähen oft,
wenn auch nicht immer willkommene Nachbarn der Reiher. Wäh-
rend Kormorane und Aaskrähen von dem Abfall der Kolonie mit-
leben, nutzen Saatkrähen die Abwesenheit eines Reiher von sei-
nem Nest, um sich über die Eier herzumachen. Solche Nesträu-
berspezialisten haben vor einigen Jahrzehnten in Schleswig-
Holstein Graureiher gezwungen, ihre Horste aufzugeben und
sogar den ganzen Hof der Kolonie zu räumen. Erwachsene Vögel
haben ansonsten in der freien Natur wenig Feinde, ihr größter
Feind ist der Mensch, wenn er sie verfolgt und insbesondere ihren
Lebensraum zerstört. Inzwischen sind Graureiher von der Beja-

Abbildung eines
Falken im
Schloß Augustus-
burg zu Brühl
mit der Inschrift:
Königin geer
Falck von Ihro
Churfürst
Durchl. Zu Cöl-
len Clement
August selbst
abgetragen
worden
gefangen 1736
gantz allein an 30
Reyger.

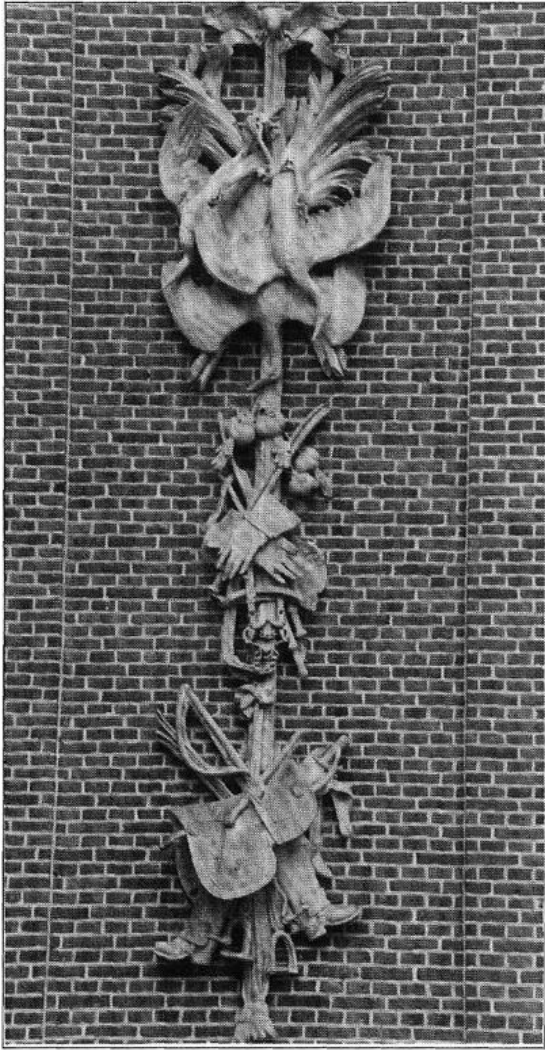


gung ausgeschlossen und ganzjährig zu schonen.

Das war nicht immer so. Das war vor allem nicht so in jenen Zeiten, da man den gewandten Fischer mit dem Falken jagte. Da der Vogel zur hohen Jagd gehörte, wurden Reiherbestände sorgsam geschützt und verteidigt.

Es wird berichtet von einem wahren Reiherkrieg, in dem sich der Freiherr von Crailsheim und der Markgraf von Ansbach um den Besitz von Reiherhorsten stritten. Die Reiherbeize mit dem Falken war eine an den Höfen sehr beliebte Jagdart: Eine Reiterschar sprengte durch das Bruch mit dem Falkner. Sobald dessen geübte Augen den abstreichenden Reiher erblickten, nahm er dem Beizvogel die reichbestickte bunte Kappe ab und warf ihn mit klingendem Waidruf dem Wilde nach. Hinter dem Reiher und dem Falken her brauste die ganze Jagdgesellschaft durch das Bruch.

Nicht immer ging es bei der Beizjagd so dramatisch zu, wie man es sich auch vorstellen mag, und nicht immer mußte der vom Falken gebeizte Reiher sein Leben lassen. Kurfürst und Erzbischof



Im Relief des Bildhauers Manskirch an einer Außenwand des Zentralpavillions des barocken Jagdschloßes Clemenswerth wird die beim Kurfürst beliebte Falkenjagd auf Reiher dargestellt.



Ausschnitt aus einer weiteren Wandskulptur des Jagdschloßes Clemenswerth mit vom Jagdfalcken erlegten Reihern.

Clemens August von Köln, dessen besondere Vorliebe für das Waidwerk bekannt ist, besaß einen Gerfalken, der 1736 an die dreißig Reiher schlug. Im Jahre 1738 wurde von diesem Falken ein Reiher heruntergeholt, der an den Ständern 4 Goldringe trug mit Jahreszahlen, und zwar am linken zuunterst 1725, darüber 1734; am rechten in derselben Reihenfolge 1734, 1728. Im Lauf von dreizehn Jahren war dieser Reiher vom Kurfürsten fünfmal gebeizt worden. Nun ließ er ihm links zuoberst den fünften Goldring anlegen

mit der Jahreszahl 1738 und übergab ihn wieder der freien Wildbahn. Ein Bildnis dieses Reiher mit den fünf Ringen befindet sich im Schloß Augustusburg zu Brühl, auch das Bild des Falken hat dort seinen Platz.

Kurfürst Clemens August (1700 - 1761) aus dem bayerischen Hause Wittelsbach war Fürstbischof von Paderborn und Münster, Kurfürst von Köln, Bischof von Hildesheim und Osnabrück. Er hat das Schloß zu Brühl erbauen lassen, war Freund aller Künste, Freund aber auch der Jagd. Die Liebe zum Waidwerk ließ ihn in der einst so einsamen Gegend des Hümmlings ein Jagdschloß errichten, Schloß Clemenswerth.

Sein Baumeister Konrad v. Schlaun schuf hier bei Sögel die bekannte Schloßanlage mit dem in Kreuzform erbauten Schloß und den Pavillons. An den Außenwänden des Zentralbaues ließ der Kurfürst durch den Bildhauer Manskirch Embleme anbringen, die Waidgerät und Wild darstellen. Geht man vom Haupteingang im Uhrzeigersinn um das Schloß, so zeigt die dritte Inschrift des Fürstbischofs besondere Vorliebe für die Falkenjagd. Das Chronogramm lautet:

aD VsqVe nVbes et per arDVa
seqVIitVr DoneC VInCat
DDDCCVVVVVVVII - 1737

„Bis zu den Wolken und in hartnäckigem Flug setzt er (der Falke) ihm (dem Reiher) nach, bis er ihn niederzwingt“.

Die großen Buchstaben der Inschrift ergeben, in der richtigen Weise zusammengesetzt, das Jahr 1737, in dem der Grundstein zum Schloß gelegt wurde. Wo einst der Graureiher mit dem Falken gebeizt wurde, erinnert heute das „Kleinod des Emslandes“ als Museums-, Ausstellungs- und Kulturzentrum an längst vergangene Tage feudaler Jagdzeit.

Literatur:

1. Kurfürst Clemens August, Landesherr und Mäzen des 18. Jahrhunderts. Ausstellung im Schloß Augustusburg zu Brühl 1961 Verlag M. DuMont Schauberg Köln
2. Wilfried Hansmann, Schloß Falkenlust, Aufnahmen von Heinpeter Schreiber. Verlag M. DuMont Schauberg Köln
3. Grzimeks Tierleben, Enzyklopädie des Tierreiches. Kindler Verlag, Zürich, 1969
4. Clemenswerth, Seine Entstehung und seine Geschichte auf Grund von Quellen dargelegt von P. Clarenz Gerlach OFM. Cap. Heimatverlag des Kreises Aschendorf-Hümmling, Aschendorf 1950

Erich Wobbe

Gefiederte Hofkatzen mit leisen Flügeln

Kammeraerlebnisse mit der heimlichen Schleiereule
auf einem Bauernhof im Süddoldenburger Land

Die Nacht bricht herein. In der Dämmerung, die zusehends voranschreitet, verschwinden nach und nach Ställe, Scheunen, das alte Backhaus und das mächtige Wohnhaus des Bauernhofes. Bald darauf sind sie zu einer dunklen Wand geworden, aus der nur noch schemenhaft die Umrisse der einzelnen Gebäude zu erkennen sind. Zu dieser Zeit haben sich die meisten Tiere längst einen Schlafplatz gesucht und zur Nachtruhe begeben. Bei allen ist das jedoch nicht der Fall. So z. B. bei den heimischen Eulen. Diese Vögel verbringen dagegen den Tag dösend und schlafend in ihren Verstecken. Sie werden erst munter und aktiv, wenn die Nacht hereinbricht. Zu dieser Stunde, die im Volksmund auch die „Uhlenflucht“ genannt wird, verlassen sie ihren zumeist dunklen Tagesruheplatz und fliegen mit leisen Flügeln auf Beutefang.

Wenn auch, wie oben erwähnt, alle Eulenarten mehr oder weniger Dämmerungstiere sind, so haben sie doch unterschiedliche Eigenarten und verschiedenartige Lebensräume. Von den fünf in unserem Raum vorkommenden Arten hat sich beispielsweise die Schleiereule wie keine andere dem Menschen angeschlossen und wohnt mit ihm unter einem Dach. Wir finden sie vornehmlich auf den Dachböden der Bauerngehöfte, gelegentlich auch in den Glockentürmen von Kirchen. Ihren Namen verdankt die Schleiereule, die von allen zur Familie der Eulen gehörenden Vögeln sicherlich die farblich schönste ist, ihren ausgeprägten herzförmigen Schleier, der das Gesicht völlig einrahmt. Der Volksmund jedoch hat für sie noch verschiedene andere Namen und Bezeichnungen geprägt. So nennt man sie in manchen Gegenden auf Grund ihres goldig leuchtenden Nacken- und Rückengefieders „Goldeule“. An anderen Orten hat sie die Bezeichnung „Perleule“ erhalten, weil das Federkleid des Tieres mit unzähligen hellen Punkten übersät ist. Dazu kommt noch der Namen „Schnarcheule“, den der Vogel ob seiner schnarchenden



Auf dem geräumigen Boden des Bauernhofes hat die Schleiereule ihren Tagesruheplatz.

Stimme erhalten hat. In unserer Heimat dagegen heißt sie in plattdeutscher Mundart „Kattuhl“ (Katzeneule), wohl deswegen, weil das Schnarchen auch wie Fauchen klingt und zum anderen huldigt sie, wie unsere Hauskatzen, dem Mäusefang. Diese fauchenden oder schnarchenden Töne sind außerdem die einzigen hörbaren Lautäußerungen der Schleiereule.

Wir befinden uns auf dem oben beschriebenen Bauernhof — er liegt im Tal der Hase. Im sicheren Versteck hockend warten wir gespannt darauf, ob die beiden Schleiereulen, die hier seit vielen Jahren ihr Standquartier haben, auch heute wieder bei ihren nächtlichen Beuteflügen zu beobachten sind. Den vergangenen sehr strengen Winter 1984/85, den sonst viele Vögel dieser Art nicht überlebten, haben sie, wie uns der Bauer mitteilte, heil überstanden. Immer wieder blicken wir mit unseren Nachtgläsern in Richtung Bauernhausgiebel, denn von dort müssen sie kommen. Haben sie doch ihren Tagesruheplatz in der dunkelsten Ecke des Hausbodens, und diesen können sie nur durch das sogenannte Uhlenloch verlassen. Der Bauer läßt sie dort oben in Ruhe, denn er weiß, daß die Nachtgreifen die schädlichen Nager auf dem Hof kurz halten; außerdem ist er Natur-



*Porträt einer
Schleiereule.
Deutlich ist der
herzförmige
Gesichtsschleier
zu erkennen.*

freund. Plötzlich vernehmen wir ein leises, kratzendes Geräusch am Hausgiebel, wahrscheinlich berührte ein Vogel mit seinen Krallen das Holz am Ausflugloch. Unmittelbar darauf gleitet ein dunkler Schatten mit völlig lautlosem Flügelschlag an uns vorüber. Rasch verschwindet er in der Dunkelheit. Um seinen täglichen Nahrungsbedarf zu decken, unternimmt er einen Beuteflug. Während wir nun mit Spannung auf das Erscheinen des zweiten Vogels warten, lassen wir die Erlebnisse, die wir beim Fotografieren der Eulenfamilie hatten, noch einmal in Gedanken an uns vorbeiziehen. Sie liegen nun schon fast zwei Jahrzehnte zurück.

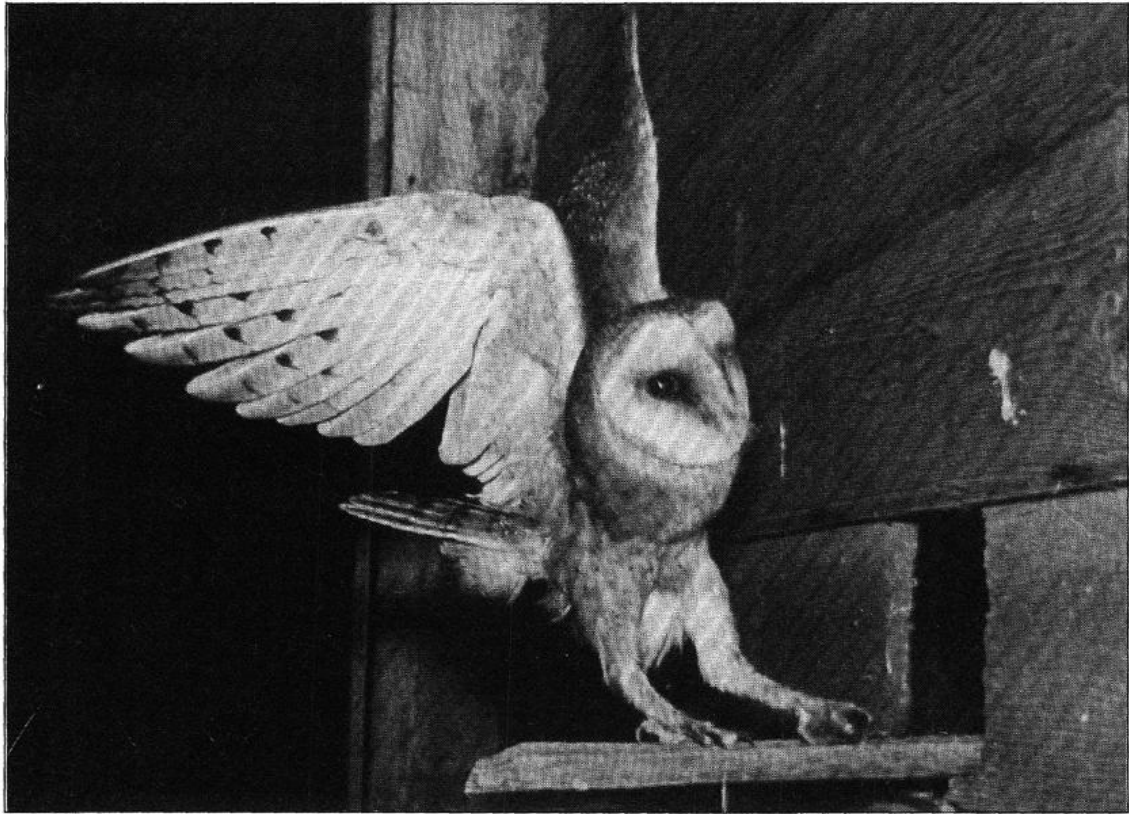
Wie schon gesagt, war wohl der ständige Tagesruheplatz der Schleiereulen auf dem Dachboden des Bauernhauses — zu erkennen war er an den vielen Gewöllen, die dort auf den Brettern lagen — der Brutplatz des Pärchens aber an einem anderen Ort. Zum Zwecke des Brütens bezogen die Vögel jedes Jahr im Frühling den alten, schon ein wenig morschen Kasten, der vor vielen Jahren einmal als Taubenschlag gedient hatte. Der Kasten war günstig auf dem Strohboden eines Viehstalles angebracht worden, und zwar so, daß die Eulen ihn durch das ehemalige Taubenschlagloch leicht erreichen konnten. In diesen wackeligen Kasten legte das Eulenweibchen in



Junge Schleiereulen in einer mit Mäusen gut bestückten Speisekammer.

jedem Frühjahr ihre rein weißen Eier auf den Boden, ohne den Brutort mit irgendeinem Material auszupolstern. Diesen Luxus leistet sich übrigens bis auf die sehr seltene Sumpfohreule keine der fünf heimischen Eulenarten. Sie nehmen mit dem als Unterlage vorlieb, was sie vorfinden. In unserem Falle waren es einige ausgemauserte Federn und einige zerfallene Gewölle. So fanden wir, als wir Ende April zum erstenmal die Schleiereulenwohnung kontrollierten, sechs Eier auf der kargen Nestunterlage. Um aber die Vögel nicht beim Brüten zu stören, wollten wir mit dem Fotografieren warten, bis die Jungen geschlüpft waren.

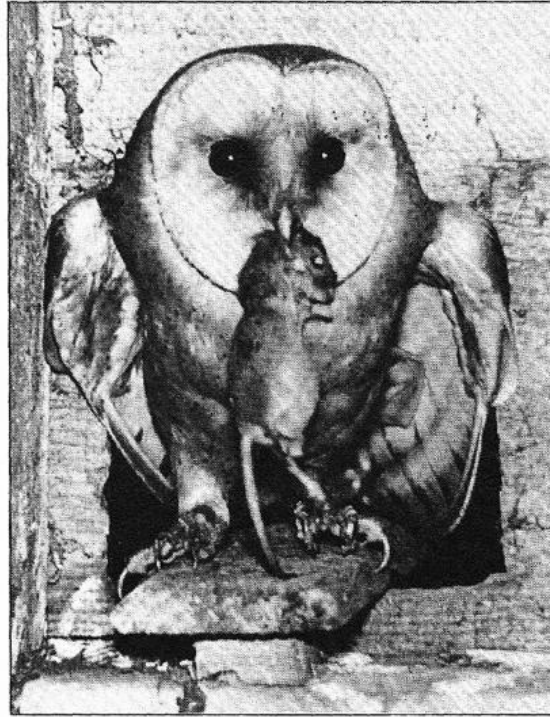
Interessant ist, daß das Weibchen der Schleiereule ihre Eier im Abstand von zwei bis drei Tagen legt, aber schon nach der Ablage des ersten Eies mit dem Brüten beginnt. So kann es z. B. vorkommen, daß der aus dem ersten Ei geschlüpfte Jungvogel schon drei Wochen alt ist, wenn das letzte seiner Geschwister geboren wird. Dieses ist sicherlich keine Laune der Natur, sondern äußerst zweckmäßig, während die wachsenden Jungeulen Nahrung in zunehmendem Maße benötigen, fällt es den Altvögeln leichter, nach und nach genügend Futter herbeizuschaffen. Weiterhin ist



Anfliegende Alteule mit einer gefangenen Maus in der linken Kralle.

interessant, daß diese Eulenart im allgemeinen ein Gelege von fünf bis acht Eiern hat, im besonderen sich aber die Stärke des Geleges nach dem Nahrungsangebot richtet. So hat man schon Schleiereulengelege mit nur zwei, aber auch schon mit sechzehn Eiern gefunden. Endlich war der Tag gekommen, daß wir mit unserer Fotoarbeit beginnen konnten. Die jungen Schleiereulen, wom Weibchen allein erbrütet — während dieser Zeit wird es vom Männchen mit Futter versorgt — waren in ihrer Entwicklung soweit fortgeschritten, daß sie nicht mehr fortwährend der Wärme eines Altvogels bedurften und deshalb zwischenzeitlich allein gelassen werden konnten. Wir hatten tagsüber eine lange Leiter an die Giebelwand gelehnt und gegenüber dem Einflugloch die Kamera mit einem Klemmstativ an der Spitze der Leiter befestigt, um den Eulenvogel beim Anflug auf den Filmstreifen zu bannen. Aus dem im Hof geparkten Pkw wollten wir mittels Fernauslöser die Kamera bedienen. Als die Dämmerung hereinbrach, warteten wir auf das Erscheinen der Nachtgreife. Beim Warten fragten wir uns einige Male, ob sich wohl die Eulen durch die Kamera mit dem Blitzgerät stören lassen würden. Unsere Sorge

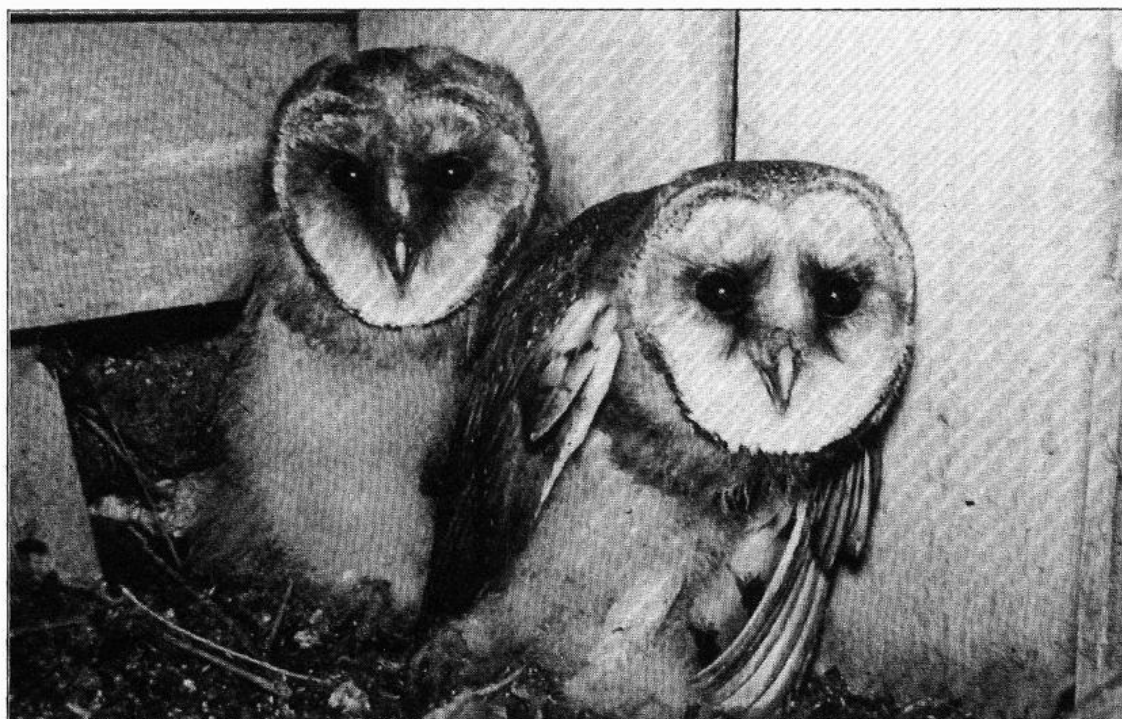
war jedoch unbegründet, wie wir bald beobachten konnten. Denn plötzlich kam der erste Elternvogel angeflogen, umkreiste einige Male den Giebel, bis er endlich aufblockte (sich niederließ). Aber nicht, wie wir angenommen hatten, auf dem Brettchen vor dem Eingang, sondern — uns blieb der Mund vor Staunen offen — oben auf unserer an der Leiter befestigten Kamera. Gegen den noch hellen Himmel konnten wir deutlich die Umrisse des dunklen Vogels erkennen, der nach allen Seiten sicherte. Er verweilte aber nicht lange an dieser Stelle, denn die zwar leisen, doch unaufhörlichen Bettelrufe der Jungen veranlaßten ihn, zu ihnen zu fliegen. Als das Tier dabei einen kurzen Augenblick vor dem Einflugloch verharrte,



Altvogel kommt mit erbeuteter Maus zu den hungrigen Jungen.

betätigten wir den Fernauslöser. Aber weder das Klicken der Kamera noch das Aufflammen des Blitzlichtes störte die Eule dabei, ihre Nachkommen mit Nahrung zu versorgen. Überhaupt waren die Schleiereulen sehr fürsorgliche Eltern, denn etwa alle 30 Minuten brachte ein Altvogel Atzung für die Jungen.

Auf dem entwickelten Film, aus den Gewölluntersuchungen — Gewölle sind die wieder herausgewürgten, unverdaulichen Reste der grobzerkleinerten Mahlzeit — und aus den Vorratslagern am Brutplatz war gut zu erkennen, welche Beutetiere an erster Stelle auf dem Speisezettel der Schleiereulen stehen. Hier wurde deutlich, daß sie zu den nützlichsten Vögeln überhaupt zu zählen sind, denn sie ernähren sich fast ausschließlich von Mäusen und Ratten. Dazu kommen zwar noch, wenn auch wesentlich weniger, Großinsekten und kleinere Vögel. Es ist kaum zu glauben, welche Mengen von Mäusen die Schleiereule fängt und vertilgt. So fand ich bei meinen etwa alle vier Tage durchgeführten Nestkontrollen stets eine mit Mäusen gut bestückte Speisekammer vor. Einmal hatten die Schleiereulen sogar zwölf Feld-, Wald- und Hausmäuse in ihrem Brutkasten gehortet. Sie lagen kranzförmig geordnet um die Jungen herum.



Junge Schleiereulen, kurz vor dem Verlassen des Brutortes.

Angesichts dieser Tatsache ist es völlig unverständlich, warum den Schleiereulen wie auch den anderen Eulen von vielen Menschen mit Widerwillen, ja teilweise sogar mit Angst begegnet wird. Die unvernünftigen Vorurteile, die diesen Vögeln entgegengebracht werden, entbehren jeder Grundlage. So steht die Schleiereule auch heute noch bei Abergläubischen in Verruf, ein Totenvogel zu sein. Ja, sogar heute gibt es Menschen, die glauben, eine Begegnung mit einer Eule bedeute Unglück. Früher wurden, es ist kaum zu glauben, Eulen ans Scheunentor genagelt, um böse Geister abzuhalten.

So wuchsen unter der Obhut der Altvögel die kleinen Schleiereulen nach und nach heran. In den ersten Tagen nach dem Schlüpfen waren es zunächst hilflose Geschöpfe gewesen, völlig blind und ganz auf den Schutz der Eltern angewiesen. Nach etwa zwei Lebenswochen konnten sie zwar ihre Augen öffnen, sahen aber mit ihren prallen Bäuchen und den unförmigen Köpfen ein wenig eigenartig aus. Auch halberwachsen sind sie noch eigenartig, denn in diesem Alter ähneln sie kleinen Wollebällen, aus denen ein greisenhaft wirkendes Eulengesicht herausguckt. Mit der Zeit aber verlieren sie ihr Dunenkleid, die Federn wachsen nach, und im Alter von sieben bis acht Wochen werden sie flugfähig. Nach dem

Ausfliegen bleiben die Jungen noch eine Weile im Familienverband zusammen und werden von den Alten im Beutemachen unterwiesen. Nach dem Selbständigwerden verlassen sie das Brutgebiet der Eltern und suchen sich ein anderes Revier.

Die Libellen der Fließgewässer im Landkreis Cloppenburg

Die Fließgewässer im Landkreis Cloppenburg sind bis auf wenige Ausnahmen begradigt, ausgebaut oder stark geräumt. Sie müssen zusätzlich in den intensiv landwirtschaftlich genutzten Gebieten sehr hohe Mengen an Schadstoffen, besonders Nitrat, aufnehmen. Von industriellen Abwässern sind sie weniger stark betroffen, wohl aber von Abwässern kommunaler Kläranlagen.

Die Gewässergütekarte Niedersachsens aus dem Jahr 1980 weist den Bächen und Flüssen im Landkreis Cloppenburg fast durchweg die Güteklasse II, das heißt mäßig verschmutzt, zu. Lediglich die Soeste zwischen Cloppenburg und der Thülsfelder Talsperre und die Hase zwischen Quakenbrück und Essen sind kritisch belastet (Güteklasse II - III).

Ausgebaute Fließgewässer der Güteklasse II kann man nicht mehr als naturnah bezeichnen. Dennoch kann sich auch in solchen Gewässern eine einigermaßen artenreiche Lebensgemeinschaft (Biozönose) entwickeln, die für die biologische Selbstreinigungskraft des Gewässers und damit wiederum für die Wasserqualität eine entscheidende Bedeutung besitzt.

Die Erhaltung und Pflege der Flora und Fauna u. a. an Fließgewässern ist daher gerade in Regionen mit Intensivlandwirtschaft sehr wichtig. Libellen können dabei aufgrund der mehrjährigen Entwicklung der Larven im Wasser empfindliche Indikatoren für den Gewässerzustand sein.

Die Verbreitung der Fließwasserlibellen im Landkreis Cloppenburg

Im niedersächsischen Flachland sind fünf Libellenarten für Fließgewässer charakteristisch. Davon sind im Landkreis Cloppenburg über die Hälfte, nämlich drei Arten, bereits verschwunden.

Eine Art (*Ophiogomphus serpentinus*) kommt nur noch in Ost-Niedersachsen vor, eine weitere (*Gomphus vulgatissimus*) wurde im Weser-Ems-Gebiet nur vereinzelt nachgewiesen. Die Blauflügelige Prachtlibelle (*Calopteryx virgo*), die im Weser-Ems-Gebiet

noch etwas häufiger ist, gilt seit 1981 im Landkreis Cloppenburg als verschollen.

Von den restlichen beiden Arten ist die Zweigestreifte Quelljungfer (*Cordelugaster boltoni*) nur noch mit einer kleinen, isolierten Population vertreten.

Nur eine einzige typische Fließwasserart, die Gebänderte Prachtlibelle (*Calopteryx splendens*), ist im Landkreis Cloppenburg noch verbreitet und lokal häufig. Außerdem ist die Federlibelle (*Platycnemis pennipes*), die eigentlich schwerpunktmäßig Altarme in Talauen besiedelt, an langsam fließenden Gewässern verbreitet.

Zweigestreifte Quelljungfer (*Cordelugaster boltoni*):

Die über 6 cm große, schwarz-gelb gestreifte Libelle konnte seit 1981 in geringer Anzahl im Bereich des NSG Markatal nachgewiesen werden. Die ist wahrscheinlich die einzige bodenständige Population im gesamten Weser-Ems-Gebiet. Einzelfunde liegen noch aus der Wildeshauser Geest vor.

Diese Libelle stellt besonders hohe Ansprüche an ihren Lebensraum, weil ihre Larven drei bis vier Jahre lang im Schlamm vergraben in Ruhezeiten innerhalb des Bachbetts leben, ehe sie ausschlüpfen. Eine Bachräumung kann die Entwicklung der Larven verhindern.

Solche Ruhezeiten findet man nur in ausreichend breiten, mäandrierenden Bächen mit natürlicher Ufervegetation. Solche Bäche existieren in der Regel nicht in intensiv landwirtschaftlich genutzten Gebieten, das heißt, die Art kann langfristig nur in speziellen Schutzgebieten überleben.

Das Markatal ist z. Zt. noch das einzige Fließgewässer, das im Weser-Ems-Gebiet unter Naturschutz steht. Das wird zur Erhaltung dieser Art kaum ausreichen, da die Populationsdichte bei der Quelljungfer sehr klein ist und andere Populationen von der Marka vermutlich sehr weit entfernt sind.

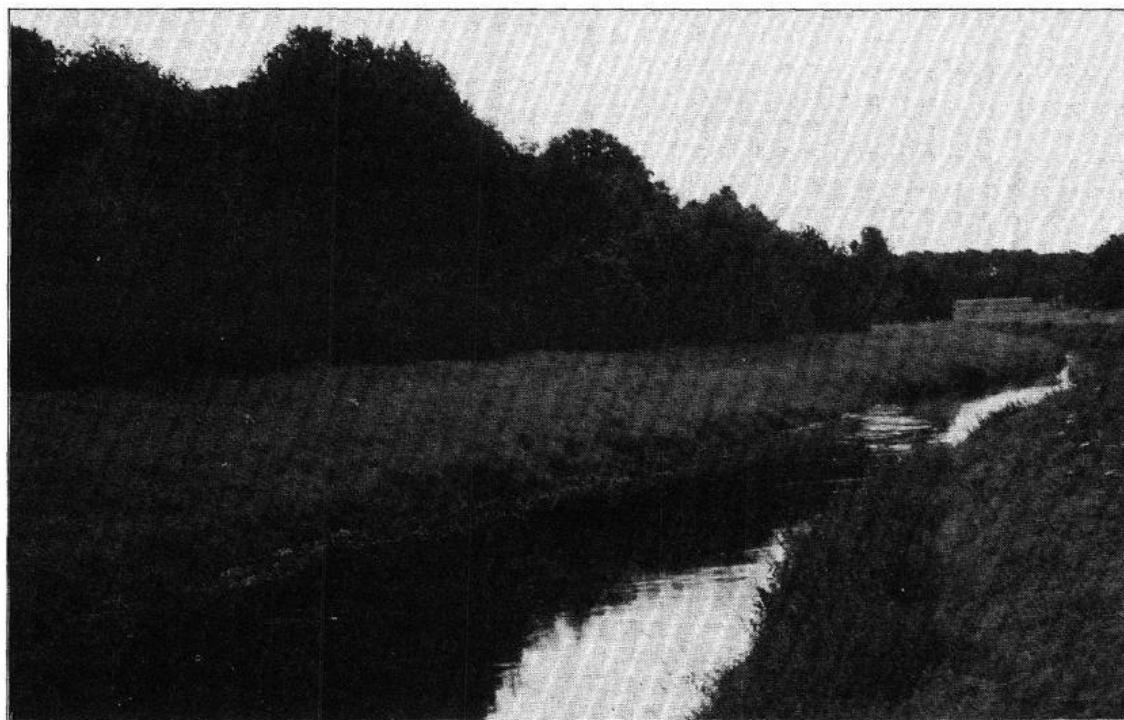
Die Errichtung weiterer Naturschutzgebiete an geeigneten Fließgewässern ist also unbedingt notwendig, um das Überleben der Zweigestreiften Quelljungfer zu sichern.

Blaulügelige Prachtlibelle (*Calopteryx virgo*):

Eine kleine Population dieser Libelle, bei der die Männchen an den einheitlich blau gefärbten Flügeln erkennbar sind, konnte noch 1980/81 im Oldendorfer Moor am Löninger Mühlenbach 3 km SW Lastrup entdeckt werden. Seit 1982 ist sie jedoch auch hier ver-



Die Südradde bei Lastrup: kein Lebensraum für Libellen.



*Die Hase bei Bunnen: Lebensraum für Gebänderte Prachtlibellen (*Calopteryx splendens*) und Federlibelle (*Platycnemis pennipes*).*

schwunden.

Die Art ist im gesamten Weser-Ems-Gebiet selten. In der Wildeshauser Geest sind einige kleinere Populationen bekannt, und im Artland bei Quakenbrück gibt es kleine Vorkommen und eine große Population am Dinninger Bach. Die Libellen leben an Oberläufen von Bächen, die mindestens 40 cm breit sind und Wassertemperaturen von 13 - 18^o C aufweisen. Lebenswichtig für die Larven ist eine ausreichende Sauerstoffversorgung, die nur in wenig verschmutzten Bächen gewährleistet ist.

Wenn die Gewässer auch nur kurzfristig zu sauerstoffarm geworden sind, sterben die Larven. Starke Gülle-Einleitungen, die zu einer sofortigen Sauerstoffzehrung und damit zu einem großen Fischsterben führen, haben wahrscheinlich zum Aussterben dieser Libellenart am Löninger Mühlenbach geführt.

Weil die meisten Oberläufe der Bäche im Landkreis Cloppenburg kanalisiert und zusätzlich stark verschmutzt sind, hat die Art hier kaum Chancen, sich wieder anzusiedeln.

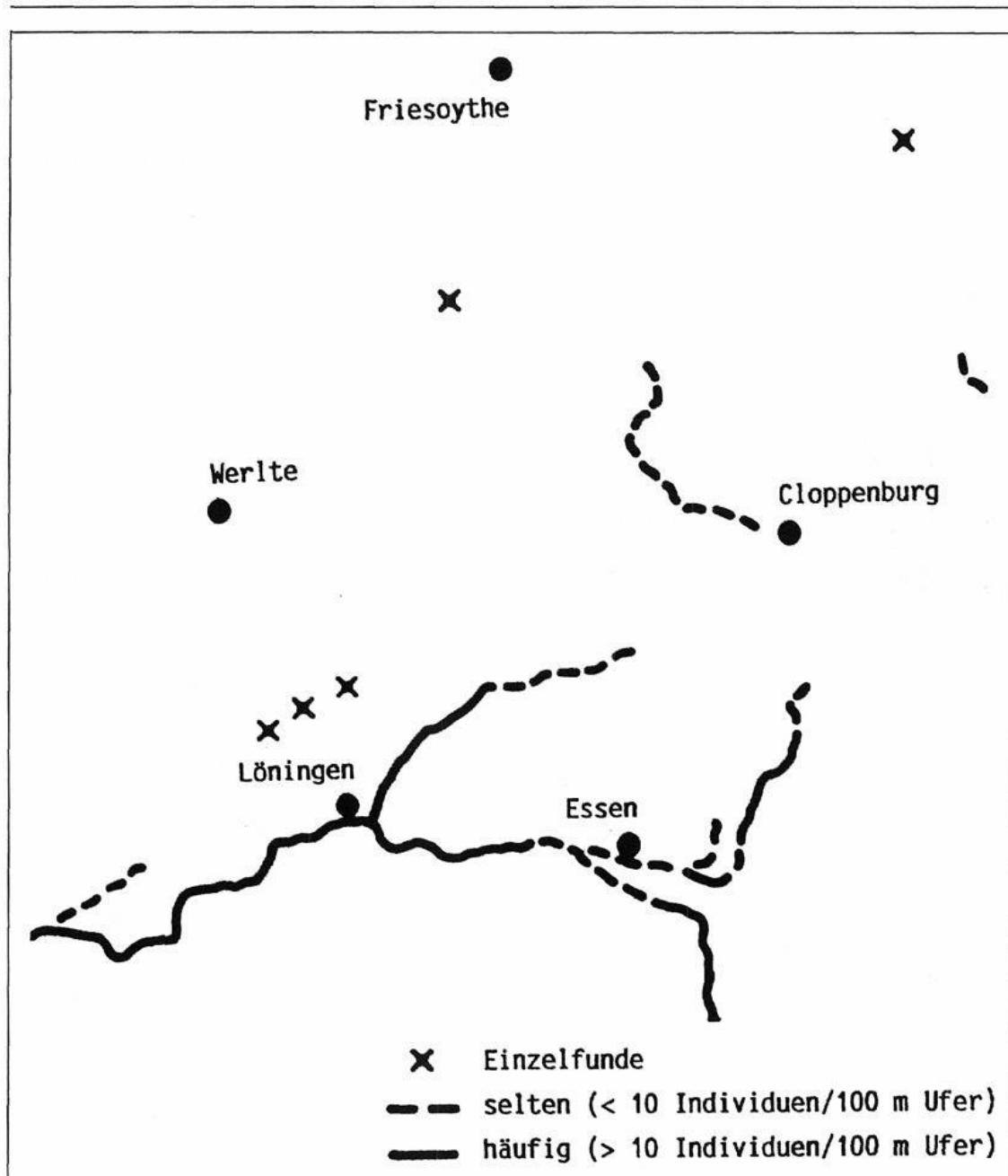
Gebänderte Prachtlibelle (*Calopteryx splendens*):

Die Männchen der Gebänderten Prachtlibelle tragen ein blaues Band auf den Flügeln, die Weibchen sind grün gefärbt. Diese Art ist im Landkreis Cloppenburg noch verbreitet und lokal häufig, z. B. an der Hase, wo sie ihren optimalen Lebensraum findet. Auch am Calhorner und am Löninger Mühlenbach ist sie verbreitet, seltener aber an der Soeste oberhalb der Thülsfelder Talsperre. An der Soeste unterhalb der Thülsfelder Talsperre, an Südradde, Marka und Lethe fehlt sie jedoch weitgehend.

Sie besiedelt die Unterläufe der Bäche und die größeren Flüsse, die eine Maximaltemperatur von 18 - 24^o C haben. Eine Konkurrenz mit der Blauflügeligen Prachtlibelle (*Calopteryx virgo*) wird meist vermieden, weil *C. splendens* Bäche mit einer Maximaltemperatur unter 16^o C meidet, und *C. virgo* in Bächen mit einem Temperaturmaximum über 20^o C nicht vorkommt.

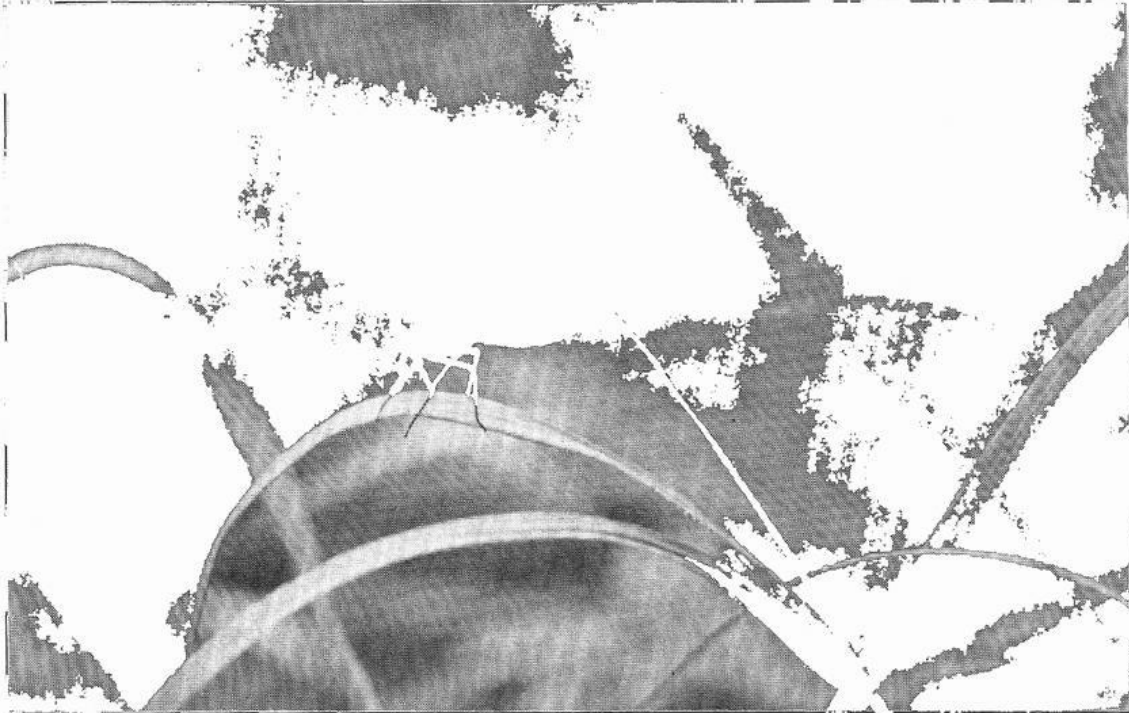
In Bächen, die bis zu 18^o C warm werden, wie z. B. dem Dinninger Bach im Artland, können beide Arten zusammen vorkommen.

Die Gebänderte Prachtlibelle hat nicht derart hohe Ansprüche an den Sauerstoffgehalt des Wassers wie ihre Schwesterart. Die Larven können jedoch ein Sinken des absoluten Sauerstoffgehaltes unter 6 mg/l nicht ertragen, so daß ihre Verbreitungsgrenze an kritisch belasteten Fließgewässern (Güteklasse II - III) wie der Soeste unterhalb Cloppenburgs erreicht zu sein scheint. Wichtig für die Art ist auch eine ausreichende Fließgeschwindigkeit, weil die Lar-

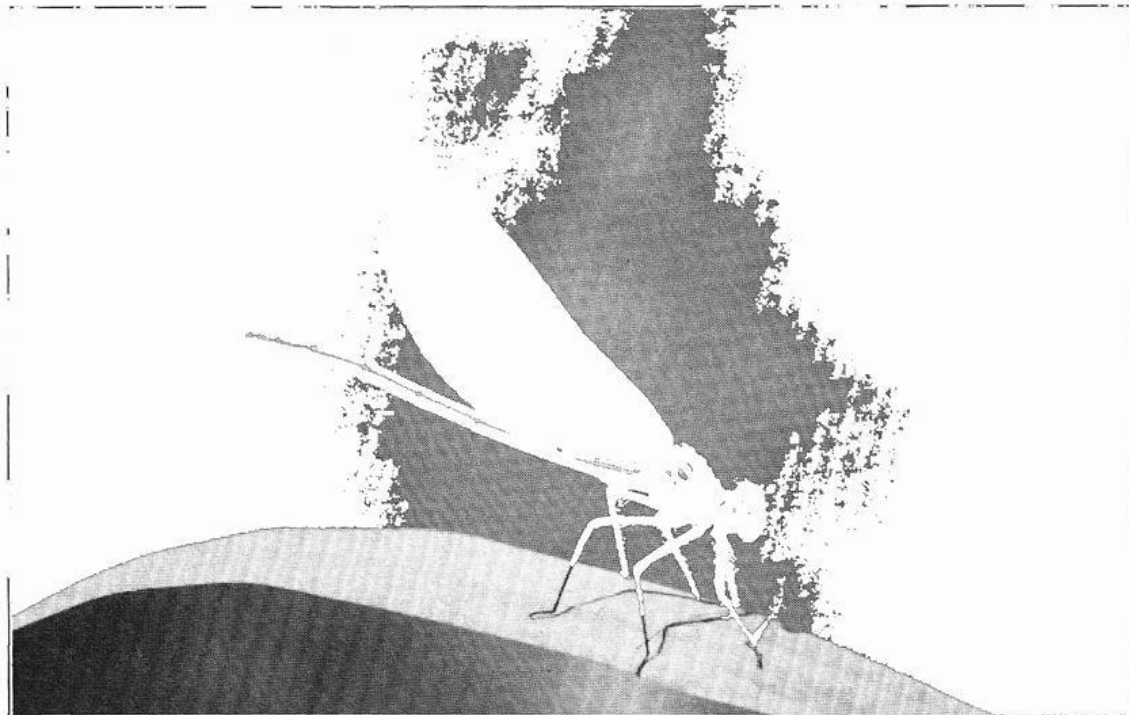


Verbreitung der Gebänderten Prachtlibelle (*Calopteryx splendens*) im südlichen Landkreis Cloppenburg.

ven den Sauerstoff in stehenden Gewässern nicht nutzen können. Die Larven der Prachtlibelle machen eine zweijährige Entwicklung durch. Dabei halten sie sich in der Wasservegetation und in ausgehöhlten Uferbereichen auf; auf dem nackten Substrat können die Tiere nicht leben. Die ausgewachsenen Tiere (Imagos) zeigen ein ausgesprochenes Revierverhalten. Die Männchen besetzen Tagesreviere mit exponierten Pflanzenteilen als Sitzwarten und



*Im Landkreis Cloppenburg noch verbreitet: die Gebänderte Prachtlibelle (*Calopteryx splendens*).*



*Im Landkreis Cloppenburg schon ausgestorben?: die Blauflügelige Prachtlibelle (*Calopteryx virgo*).*

Wasservegetation als Eiablagegebiet für die Weibchen. Die Reviere sind unter den Männchen oft stark umkämpft. Fliegt ein Weibchen in das Revier, umwirbt es das Männchen mit Balzflügen und „zeigt“ ihm die Pflanzen, auf denen es dann nach der Paarung die Eier ablegt.

Zusammengefaßt ergeben sich für das Vorkommen der Gebänderten Prachtlibelle folgende wichtige Bedingungen: eine ausreichende Fließgeschwindigkeit, ein Sauerstoffgehalt des Wassers von mind. 6 - 7 mg/l, eine Strukturierung des Bachbettes mit Wasserpflanzen, Steinen und ausgehöhlten Uferzonen und eine ausreichende Ufervegetation. Diese Bedingungen sind an einigen Uferstrecken der Großen Hase derzeit optimal erfüllt. Im Wasser gibt es z. T. ausgedehnte Bestände von Pfeilkraut (*Sagittaria sagittifolia*), Teichrose (*Nuphar lutea*) und Laichkräutern (*Potamogeton spec.*), wo Weibchen ihre Eier ablegen und Larven leben können. Die Ufer sind ausreichend strukturiert und mit Rohrglanzgrasröhricht (*Phalaridetum arundinaceae*) bewachsen. Hier befinden sich die Reviere der Männchen. Eine breite Uferböschung als Jagdrevier der Imagos leitet zu Baumbeständen über, die Windschutz und Ruheplätze bieten. Ein Ausbau der Großen Hase würde auch hier zur Vernichtung der Lebensgrundlagen führen. Ganz anders ist die Situation an vielen anderen Bächen des Landkreises Cloppenburg, vor allem an der Soeste oberhalb der Thülsfelder Talsperre und an der Südradde. Wasservegetation ist z. T. zwar noch vorhanden, doch es fehlt die Ufervegetation und der schützende Baumbestand in Ufernähe. Hier hat auch die Gebänderte Prachtlibelle keine Chance.

Federlibelle (*Platycnemis pennipes*):

Die Federlibelle ist an Altarmen und Seen in der Taulaue von Flüssen häufiger als an den Flüssen selbst, so daß man sie nicht als echte Fließwasserlibelle bezeichnen kann. Diese Kleinlibelle, die im nicht ausgefärbten Stadium weißlich ist, kann man im Landkreis Cloppenburg fast nur an der Hase bei Bunnen und Lönigen sowie am Küstenkanal finden. Im Emsland ist sie an den Talauen von Ems und Hase noch häufiger. Hier kann sie auch manchmal hohe Individuenzahlen erreichen, so z. B. an Hasealtarmen im Bereich der Stadt Haselünne.

Möglichkeiten des Libellenschutzes

Durch den Ausbau und die Verschmutzung der Fließgewässer sind im Landkreis Cloppenburg über die Hälfte der Fließwasserlibel-

len ausgestorben.

Durch die Verhinderung des Markaausbaus im NSG „Markatal“ konnte eine weitere Libellenart (*Cordelugaster boltoni*) bis jetzt vor dem Aussterben bewahrt werden. Allerdings ist dieses Naturschutzgebiet der einzige naturnahe Flußabschnitt im Landkreis Cloppenburg. Weitere unbegradigte Fließgewässer wie die Soeste zwischen Cloppenburg und der Thülsfelder Talsperre und im NSG Thülsfelder Talsperre selbst sind durch Abwässer verschmutzt, daß sie als Lebensraum für Libellen kaum noch Bedeutung haben. Die Oberläufe der Bäche und Flüsse sind als Entwässerungsgräben und Vorfluter kanalisiert und verschmutzt. Nur an den Unterläufen der Fließgewässer kommen noch Libellen vor. Hier könnte man durch Maßnahmen des Gewässerschutzes zumindest Lebensraum der Gebänderten Prachtlibelle (*Calopteryx splendens*) verbessern:

1. Die Mahd der Uferböschung sollte so durchgeführt werden, daß jeweils nur eine Uferseite abgemäht wird oder direkt am Bach ein Teil des Uferbewuchses verbleibt. Libellen und andere Kleintiere haben ohne Ufervegetation keine Chance, am Bach zu überleben.
2. Totale Entkrautungsmaßnahmen sollten unterbleiben, weil mit den Pflanzenteilen die Larven der Tiere aus dem Wasser entfernt werden.
3. Am Ufer oder neben der Uferböschung sollten Bäume und Sträucher angepflanzt werden, damit die Libellen hier Windschutz und Ruheplätze finden. Der Strauchbewuchs kann das Wasser auch gleichzeitig so beschatten, daß es zu keinem übermäßigen Pflanzenbewuchs kommt und Entkrautungsmaßnahmen überflüssig werden.
4. Flora und Fauna der Fließgewässer sind ein wichtiger Faktor für die Selbstreinigung von Gewässern. Bei Wasserbaumaßnahmen sollte deshalb nicht nur der schnelle Abfluß des Wassers, sondern auch die Wasserqualität im Vordergrund stehen.

Tabelle:
Zur Verbreitung der Fließgewässerlibellen

	Rote Liste Niedersachsen	Weser-Ems- Gebiet	Landkreis CLP
<i>Calopteryx splendens</i>	gefährdet	zerstreut	zerstreut
<i>Calopteryx virgo</i>	stark gefährdet	selten	ausgestorben?
<i>Cordelugaster boltoni</i>	stark gefährdet	sehr selten	sehr selten

	Rote Liste Niedersachsen	Weser-Ems- Gebiet	Landkreis CLP
Gomphus vulgatissimus	vom Aussterben bedroht	ausgestoben?	?
Ophiogomphus serpentinus	vom Aussterben bedroht	?	?
Platycnemis pennispes *	gefährdet	zerstreut	selten

zerstreut: lokal häufig, in Teilen des Gebietes fehlend
 selten: nur wenige bodenständige Populationen, im größten Teil des
 Gebietes fehlend

sehr selten: nur Einzelfunde bzw. eine bodenständige Population
 ? : keine Nachweise bekannt

ausgestorben?: letzter Nachweis 1983

* keine eigentliche Fließwasserlibelle, mit Verbreitungsschwerpunkt an Flußauen

Literaturliste

- ALTMÜLLER, R., J. Bäter u. Grein (1981): Zur Vorbereitung von Libellen, Heuschrecken und Tagfaltern (Stand 1980) - Beih. Schr. Reihe Naturschutz u. Landschaftspf. Nds. (1), 1-244
- ALTMÜLLER, R.: (1983) Libellen. Beitrag zum Artenschutzprogramm Rote Liste der in Nds. gefährdeten Libellen - Merkblatt Nr. 15/Nieders. Landesverwaltungsamt, 1-27
- BENKEN, Th. (1984): Großräumige Verbreitung der Libellen in Niedersachsen unter besonderer Berücksichtigung West-Niedersachsens Libellula 3, (3/4), 93-100
- BLAB et. al. (1984): Rote Liste der gefährdeten Tiere u. Pflanzen in der Bundesrepublik Deutschland. 4. Auflage Kilda Verlag, Greven
- DJN (Deutscher Jugendbund für Naturbeobachtungen) (1979): Bestimmungsschlüssel für die Libellen der Bundesrepublik Deutschland 3. Auflage, Hamburg
- HAUSFELD, R. (1984): Die Vegetation nordwest-niedersächsischer Bachtäler in Abhängigkeit von landwirtschaftlicher Nutzung und wasserbaulichen Eingriffen. Inf. Natursch. Landschaftspf. 4, 137-170
- HAUSFELD, R.: Das Markatal. Jahrbuch Oldbg. Münsterland 1984
- JURZITZA, G. (1978): Unsere Libellen. Die Libellen Mitteleuropas in 120 Farbfotos. Kosmos Verlag, Stuttgart
- KOCH, E. & VAHRENHOLT, F. (1983): Die Lage der Nation. Umwelt-Atlas der Bundesrepublik. Daten, Analysen, Konsequenzen. GEO im Verlag Gruner & Jahr, Hamburg
- OBERDORFER, E. (1977): Süddeutschen Pflanzengesellschaften Teil 1. Gustav Fischer Verlag
- TISCHLER, W. (1979): Einführung in die Ökologie. Gustav Fischer Verlag, 2. Auflage
- WELLINGHORST, R. & SCHREIBER, M. (1983): Beiträge zur Kenntnis der Tier- und Pflanzenwelt des Artlandes und seiner angrenzenden Gebiete. Eigenverlag
- ZAHNER (1959): Über die Bindung der mitteleuropäischen Calopteryx-Arten (Odonata, Zygoptera) an den Lebensraum des strömenden Wassers. 1. Der Anteil der Larven an der Biotopbindung. Int. Revue d. ges. Hydrobiol. 44 (1959), 52 - 128 VEB Verlag der Wissenschaften, Berlin
- ZAHNER (1960): Über die Bindung der mitteleuropäischen Calopteryx-Arten (Odonata, Zygoptera) an den Lebensraum des strömenden Wassers. 2. Anteil der Imagines an der Biotopbindung. Int. Revue d. ges. Hydrobiol. 45 (1960), 101 - 123 VEB Verlag der Wissenschaften, Berlin
- ZIEBELL, S. & BENKEN, Th. (1982): Zur Libellenfauna in Westniedersachsen (Odonata) - Drosera '82: 135-150. Oldenburg

Gerhard Hard

Wildes Grün in Cloppenburg

Es ist von der *spontanen* Stadtvegetation die Rede, von dem also, was in der Stadt so von selber wächst. Diese wild wachsende Vegetation war in der Umweltwahrnehmung der Städter lange Zeit ein blinder Fleck (oder einfach und pauschal „Unkraut“). Inzwischen haben die Stadtbewohner aber in vielen Dingen ein schärferes Auge für ihren städtischen Lebensraum bekommen, für seine besonderen Qualitäten und Vorzüge, Gefährdungen und Beschädigungen: Sie sahen in vielem genauer hin, und dabei entdeckten einige von ihnen in den siebziger Jahren allmählich auch das „wilde Grün“ der kleinen und großen Städte, das, wie man bald herausfand, einer Stadt, einem Stadtteil, einem Wohngebiet oft mehr Individualität und „Identität“ verleiht als das Gärtnergrün, das ja von Hamburg bis München heute fast überall sehr ähnlich aussieht. Das Umtaufen von „Unkraut“ in „Wildkraut“ ist eines der sprachlichen Signale dieser neuen Umweltwahrnehmung. Auch die Vegetationskundler, die sich selber nun nicht selten „Stadtökologen“ nannten, begannen ziemlich plötzlich die wildwachsende Pflanzenwelt der kleinen und großen Städte mit einer Intensität zu studieren, die sie vorher nur der Vegetation der Agrar- und Waldlandschaften hatten zukommen lassen, und sogar die Naturschützer haben die „wilde“ Stadtvegetation inzwischen entdeckt.

Als Vegetationskundler und „Stadtökologe“ habe ich einige Tage lang die spontane Vegetation von Cloppenburg studiert und fand sie so interessant, daß ich jetzt zusammen mit einer Studentin einen kleinen Stadt-Naturführer für Cloppenburg vorbereite. An dieser Stelle freilich kann ich nur stichwortartig auf einige wenige Dinge aufmerksam machen.

Beginnen wir mit einem Park, d.h. einem Vegetationstyp, in dem „angebaute“ Gärtner- und spontane Wildkrautvegetation auf eine oft reizvolle Weise und sozusagen untrennbar ineinandergewachsen sind. Cloppenburg hat das Glück und das Verdienst, einen auf historischem Boden angelgten Stadtpark zu besitzen, der über-





Abb. 1: Blick in den Cloppenburg Stadtpark: Einzelbäume und Baumgruppen stehen auf kleinen Hügeln — so kann man im „Landschaftsgarten“ mit minimalen Mitteln Tiefe und Weite schaffen.

dies so zentral liegt, daß er alltäglich und leicht zu nutzen ist. Wie so häufig in großen und kleineren Städten nimmt die öffentliche Grünanlage den Raum einer alten, um 1800 und später nivellierten Befestigungsanlage, hier einer kastellartigen Wasserburg ein. Um 1960 wurde das zuvor großenteils als Garten und Weide privat genutzte „Inselgelände“ zwischen Soeste und Piske zu einer Parkanlage gestaltet, in die einige ältere Bäume übernommen wurden, und so findet man hier nun das typische Requisit eine Art englischen oder Landschafts-Gartens, nämlich vor allem weitläufige Rasen, die durch geschwungene Wege gegliedert, von Einzelbäumen, Baumgruppen und Gebüschinseln durchsetzt und von einer vor- und zurücktretenden Grünkulisse gerahmt sind.

Sehen wir uns diese Parkrasen einmal näher an. Parkrasen werden normalerweise mit sehr wenigen, oft auf Feinblättrigkeit, bestimmte Grüntöne usf. hochgezüchteten Grasarten großflächig-einheitlich eingesät, und die benutzten Regelsaatgutmischungen, die man in jedem Gartenbau-Lehrbuch nachlesen kann, müssen höchsten Reinheitsanforderungen genügen. Binnen weniger

Jahre aber stellen sich diese Ansaaten auch bei intensiver Pflege auf den jeweiligen Standort ein und reichern sich mit sog. Unkräutern und Ungräsern an, die vor allem früher den Gärtnern ein Dorn im Auge waren und (meist mit Herbiziden) bekämpft wurden, die aber — wie wir es heute sehen — dem Rasen erst seine Vielfalt, seine Stabilität, seine Farbigkeit und Schönheit verleihen.

Von den Rasen des Cloppenburger Stadtparks kann man in dieser Hinsicht nur begeistert sein. In wenigen Stunden haben wir in ihnen — anstelle der einmal eingesäten 4-6 Grasarten — fast 60 Gräser und Kräuter sowie mehrere unterschiedliche Pflanzengesellschaften festgestellt, die aufs feinste die kleinräumigen Bodenmodellierungen und Bodenfeuchtigkeitsverhältnisse, aber auch die Nutzung durch die Parkbesucher widerspiegeln. Wie auch sonst, gleichen diese Rasen vegetationskundlich im Prinzip durchaus noch den Fettweiden der Agrarlandschaft (die der Parkrasen ja auch nachahmen will); falls man Herbizideinsatz und Düngung vermeidet, sind die städtischen Rasen aber heute oft viel reicher und auch ökologisch wertvoller als die monotonen Weiderasen der modernen Landwirtschaft.

Im Cloppenburger Stadtpark findet man vor allem einen Rasentyp, in dem, was die Gräser angeht, *Poa trivialis* (ein Rispengras) und *Agrostis stolonifera* (Flechtstraußgras), also zwei nässe- und vielschnittverträgliche Ausläufergräser dominieren. Die Gräser werden an Zahl und Fläche aber an vielen Stellen schon weit durch die Kräuter übertroffen: Allen voran das lilablühende Wiesen-schaumkraut (*Cardamine pratensis*) und die blaublühende Sproßkolonien der Braunelle (*Brunella vulgaris*), des Fadenförmigen Ehrenpreis (*Veronica filiformis*), des Kriechenden Günsel (*Ajuga reptans*) und der Gundelrebe oder des Gundermann (*Glechoma hederacea*) — um von drei weiteren Ehrenpreisarten, die hier vorkommen (*Veronica chamadrys*, *serpyllifolia* und *arvensis*) ganz abzusehen. Die häufigsten unter den gelbblühenden Arten sind der Kriechende Hahnenfuß (*Ranunculus repens*), das Gänsefingerkraut (*Potentilla anserina*), der Löwenzahn (*Taraxacum officinale*) und der Hornklee (*Lotus corniculatus*); unter den weißblühenden dominieren der Kriechklee (*Trifolium repens*), das Maßliebchen (*Bellis perennis*) und das Wiesen-Hornkraut (*Cerastium fontanum*) — um nur das Auffälligste und Häufigste zu nennen.

Das ist — wen wundert's auf den eingeebneten breiten Wällen und Gräben einer ehemaligen Wasserburg — ein Scherrasentyp frischer bis feuchter und nährstoffreicher (sozusagen jahrhunderte-



Abb. 2: Stadtparkrasen mit hellblau blühendem Ehrenpreis (*Veronica filiformis*). Der hübsche Gartenflüchter war lange Zeit sinnloserweise als „Rasenpest“ verschrien.



Abb. 3: Blühende Rainfarn-Stauden auf einer „Bauerwartungsbrache“. Hinter dem Rainfarn-Bestand ist bereits ein Salweiden-Vorwald aufgekommen, der seinerseits von einem Waldweidenröschen-Bestand (*Epilobium angustifolium*; z. T. schon fruchtend) gesäumt wird.

lang kulturgedüngter) Boden. Wo die Leute sich den Weg verkürzen, hat er sich stellenweise in einen äußerst tritt- und dürrefesten Breitwegerich-Weidelgras-Weißklee-Rasen verwandelt (oft mit viel Gänsefingerkraut und trivialem Rispengras) — z.B. gleich rechter Hand, wenn man den Stadtpark vom Amtshausweg her betritt. In kleinen Mulden sowie am südlichen und südöstlichen Außenrand des Parks, wo früher der äußere Graben verlief — anders gesagt: überall da, wo in feuchten Sommern das Bodenwasser unter den Sohlen quietscht — da findet man zusätzlich einen Feucht- oder Flutrasen aus Flechtstraußgras, Flutenden Schwaden („Mannagras“), Knickfuchsschwanz und Kriechendem Hah-

nenfuß, in dem neben fast allen bisher genannten Arten auch Sumpflabkraut, Sumpfmiere und Ackerminze wachsen.

Nur an einer der höher gelegenden Stellen — direkt an der Ostseite des alten Amtshauses — findet man eine trockene Rasenvariante: Hier dominieren drei andere Gräser (Schafschwingel, Rotschwingel, Rotes Straußgras), und auch die Kräuter sind weitgehend ausgetauscht: Nur hier oder fast nur hier kommen der kleine Gelbklee (*Trifolium minus*), der rosablühende Reiherschnabel (*Erodium cicutarium*), der kleine Sauerampfer (*Rumex acetosella*), das Ferkelkraut (*Hypochoeris radicata*) sowie ein winziger Schmetterlingsblüter, der Vogelfuß (*Ornithopeces perpusillus*) vor. Wenn man von der Südwand des Amtshauses den Hang hinuntergeht, quert man heute auf einer Strecke von 50 Metern drei ganz verschiedene Pflanzengesellschaften: Erstens einen Schwingel-Gelbklee-, zweitens einen Braunellen-Rispengras- und drittens einen Knickfuchsschwanzrasen, und längs des Parkweges hat sich schließlich, zumindest stellenweise, ein Breitwegerich-Weidelgras-Rasen gebildet. Alle vier Rasentypen sind wahrscheinlich aus der gleichen, artenarmen Ansaat hervorgegangen, alle vier werden im allgemeinen gleich häufig geschoren, aber jeder hat sich auf seine Weise exakt dem jeweiligen Bodenwasserhaushalt und der jeweiligen „Nutzung“ (dem Mähen und Betreten) angepaßt.

Allerdings werden all diese potentiell sehr blütenreichen und bunten Rasen fast überall in den Städten zu früh gemäht, sodaß man gar nicht in den vollen Genuß ihrer Blühaspekte kommen kann. Man sollte das erste Mal erst mähen, wenn die Wiesenschaumkrautblüte abklingt — ein unübersehbarer phänologischer Indikator (dann haben auch Löwenzahn, Kriechender Günsel und Gundelrebe wenigstens z.T. schon geblüht). Das Mähgut müßte bei diesem ersten Schnitt unbedingt abgeräumt werden; die übrigen Schnitte könnten dann wie bisher relativ kurzfristig — etwa alle vierzehn Tage oder drei Wochen — aufeinander folgen. Dagegen sollte man auf solchen Böden nicht hoffen, durch selteneres Mähen kurz- oder mittelfristig eine der modischen „Öko“-oder „Blumenwiesen“ herstellen zu können; sie würden zunächst recht eintönig und blütenarm ausfallen, ausgenommen bei der trockenen Rasenvariante an der Ostseite des alten Amtshauses.

Der Braunellen-Parkrasen des Stadtparks hat aber nicht nur eine Ökologie, sondern auch eine Kulturgeschichte; das gilt nicht nur für den Parkrasen insgesamt, sondern auch für seine einzelnen Arten. Nehmen wir z.B. eine der (auch im Cloppenburg Stadt-

park) häufigsten, blüten- und verbreitungsbiologisch interessantesten sowie, falls nicht zu früh und tief gemäht wird, auch blütenreichsten und schönsten Parkrasenarten: Den Fadenförmigen Ehrenpreis (*Veronica filiformis*). Er stammt aus den Bergwäldern und Naturrasen regenreicher vorderasiatischer Gebirge (Ostanatolien, Armenien, Kaukasus) und kam wohl als Zierpflanze nach Westeuropa: „Weil die Pflanze ohne besondere Pflege schnell größere Flächen mit einem blütengetupften Teppich überzieht, schätzt man sie als Schmuck halbschattiger Steingärten und vor allem als Grabbepflanzung“ — so blumig wird sie noch in Hegis Illustrierter Flora von Mitteleuropa von 1965 beschrieben (Bd. VI.1, S. 200). Als Zier-, Ampel-, Grotten-, Steingarten- und Grabpflanze ist dieser Ehrenpreis heute wohl fast überall aus der Mode, aber inzwischen ist sie in die Zierrasen geraten (in Nordwestdeutschland wohl erst in den 70er Jahren) und erzeugte unter Rasengärtnern zeitweise eine wahre Katastrophenstimmung: Jahrzehntlang war die gärtnerische Literatur voll von immer neuen und letztlich immer erfolglosen Bekämpfungs- und Vergiftungsmethoden gegen diese nun als „häßlich“ bezeichnete, inzwischen in „Rasen“ - oder „Wiesenpest“ umgetaufte Pflanze. Nachdem man sich vom Ideal des aseptisch reinen Rasens gelöst hat, hat sich auch dieses vielberufende „Rasenpest-Problem“ sozusagen in Luft aufgelöst. Das ist eins der vielen Beispiele, die uns darüber belehren, wie zeit- und modegebunden unsere Begriffe von „Zierpflanzen“ und „Unkraut“, von „schönen“ und „häßlichen Pflanzen“ sind.

Werfen wir einen Blick auf die im engeren Sinne spontane oder wilde Stadtvegetation, die man auch Ruderalvegetation nennt (von lateinisch *rudera* „Trümmer, Schutt“). Sie ist auch in Cloppenburg reich an Arten und Pflanzengesellschaften; man kann aber eine gewisse einfache Ordnung hineinbringen, wenn man die zeitliche Abfolge dieser Pflanzengesellschaften (ihre „Sukzession“) beachtet: Auf humusreichen und nicht zu trockenen Böden, z.B. auf Mutterbodenmieten und in vielen Pflanzenbeeten, stellen sich zunächst Gänsefuß-Flohknöterich-Gesellschaften aus einjährigen Arten ein; auf trockenen, humusärmeren und sandig-kiesigen Böden - vor allem an Wegen, Straßen, Mauerfüßen - erscheinen gleich die Ruderalgesellschaften ein- bis zweijähriger Arten, die in Cloppenburg vom Kanadischen Berufskraut und der Wegrauke (zuweilen auch von der Ungarischen Rauke oder der Sophienrauke) beherrscht werden. Wenn die Entwicklung nicht durch Unkrautbekämpfung gestört wird, dann werden die beiden

genannten Pflanzengesellschaften nach drei bis vier Jahren von einer langlebigen, hochwüchsigen und im Hochsommer bis Herbst prachtvoll gelb blühenden Staudengesellschaft aus Beifuß, Rainfarn und Kanadischen Goldruten verdrängt. Diese Beifuß-Rainfarn-Hochstauden sind die typische Ruderalvegetation älterer, spontan bewachsener Brachgrundstücke und Baulücken; ein schönes und als wildes Spielgelände genutztes Beispiel findet man zwischen Mozart- und Fritz-Reuter-Straße. Der Rainfarn und die beiden Goldruten-Arten stehen noch heute in den Katalogen der Staudengärtnereien - warum sollte man die also bekämpfen oder mähen, wenn sie gratis wachsen? Mit Brennnesseln und Disteln reichern sie sich nur an, wenn man sie mulcht oder mäht, ohne das Mähgut abzuräumen, oder wenn man sie mit Gartenabfällen belastet. Es gibt gute und billige Konzepte, wie man solche Vegetation ansehnlich und nutzbar erhält (vgl. z. B. Hülbusch u. a. 1984).

Am Ende der Vegetationsentwicklung steht (wie fast überall in der mitteleuropäischen Landschaft) ein Wald. Dieser innerstädtische Wald wäre aber in Cloppenburg nicht - wie außerhalb der Stadt - ein Eichen-Buchen- oder Eichen-Birken-Wald; auf dem nährstoffreicheren städtischen Boden entsteht vielmehr (nach einem Vorwald-Stadium aus Salweiden, Schwarzem Holunder und Birken) meistens ein Wald aus den tiefwurzelnden und windverbreiteten Edellaubhölzern Bergahorn, Esche, Bergulme (und zuweilen auch Spitzahorn). Das kann man in Cloppenburg an mehreren Stellen beobachten: So ist z. B. aus den Trümmern bzw. den Kellermauern des Hotels Kleene (Ecke Eschstraße - Löninger Straße) ein Eschen-Bergulmen-Bergahorn-Bestand gewachsen, und neben dem Arbeitsamt entstand in einer Baulücke ein dichtes Eschen-Spitzahorn-Bergulmen-Wäldchen. Die genannten Holzarten des spontanen „Stadtwaldes“ sind allesamt beliebte Zier- oder Allee- und Straßenbäume, aber zugleich auch leicht „verwildern“, expansive Stadt-Pionierpflanzen.

Es heißt immer wieder, das Stadtklima sei baumfeindlich. Das ist aber, wie jeden guten Beobachter der Augenschein lehrt, eine schiefe Feststellung. In der Stadt wächst, wenn man ihn nicht dauernd wegmäht, weghackt und wegspritzt, sozusagen aus jeder Ritze ein Baum. Baumfeindlich ist nicht das Stadtklima; baumfeindlich waren lange Zeit die Stadtbewohner, die Stadtbauämter und sogar die Stadtgärtner, die jahrzehntelang statt junger Bäume Cotoneaster und anderes, ökologisch ziemlich wertloses und platzraubendes niedriges Gestrüpp pflanzten. In jüngster

Zeit hat sich das vielerorts auf erfreuliche Weise geändert, aber die lange Periode der Baumfeindlichkeit kann man in vielen Städten noch immer daran erkennen, das es fast nur ziemlich alte Bäume einerseits, in jüngster Zeit gepflanzte Bäume andererseits gibt, und die Lücke in den mittleren Altersklassen suchte man in vielen Städten durch sündhaft teure, eigentlich überflüssige Großbaumpflanzungen zu stopfen. Die erste Devise eines Stadtgärtners sollte also künftig wohl lauten: „Bäume - das genügt“ - denn Bäume sind das architektonischste und ökologische wirkungsvollste Element der spontanen und der angebauten Stadtvegetation, und vor allem nehmen sie - im Gegensatz zu aller anderen Gärtnervegetation - dem Städter die begehbaren Freiräume nicht weg.

Neben den bisher genannten Standorten sind neben vielen anderen auch Bahnhöfe und Bahngelände interessante „Stadtbiotope“. Erstens bieten Bahnhöfe und Bahngelände reichlich Sonderstandorte für die wohl farbenprächtigsten Pflanzengesellschaften der mitteleuropäischen Vegetation (vor allem für die Steinklee- und Natterkopf-Königskerzen-Gesellschaften). Zweitens ist das Bahngelände verbreitungsbiologisch interessant: Viele Pflanzen „wandern“ - selbständig oder durch Verschleppung in Baumaterialien, Transportguten, Verpackungen usf. - die Eisenbahnlinien entlang, auch deshalb, weil sie hier immer wieder unbewachsene Stellen für eine Erstansiedlung finden. Eben deshalb werden Bahnhöfe immer wieder Ausbreitungszentren für Neulinge (Adventivpflanzen) und sind voller wildwachsender Exoten aus fremden Vegetationsgebieten (aus Süd- und Osteuropa, Asien und Übersee). Drittens sind Bahnhöfe Refugien für Arten, die in den aus- und aufgeräumten modernen Agrar- und Stadtlandschaften sonstwo keine Wuchsorte mehr finden, darunter auch viele kulturgeschichtlich interessante Arten.

Wenn Sie vom Ende der Bürgerparkstraße her den Rand des Bahngeländes betreten, stoßen Sie z. B. auf eine Kolonie der Nachtkerze (*Oenothera biennis*), einer typischen Zweijährigen, die im ersten Jahr nur eine Blattrosette bildet und im zweiten Jahr dann ihre leuchtend schwefelgelben „Nachtfalterblüten“ entfaltet. Sie kam um 1600 aus Nordamerika (Virginia) in botanische Gärten Europas und wurde zu einem Prunkstück in deutschen Renaissancegärten, verbreitete sich weiterhin aber vor allem als eine Küchenpflanze: Aus der Wurzel unter der Blattrosette des 1. Sommers bereitete man Gemüse und Salate - die Rezepte sind reichlich überliefert, z. B.: „Nach dem Putzen in Scheiben geschnitten und mit Essig

und Öl angemacht... oder aber mit Fleischbrühe gekocht, (was) ein der Schwarzwurzel ähnliches Gemüse ergibt“ (vgl. Hegi V.2, 1925, S. 868). Noch in Buchenaus „Flora der nordwestdeutschen Tiefebene“ von 1894 liest man: „Auf Kirchhöfen und zuweilen (der eßbaren Wurzel wegen) in Gärten gezogen“. Dann ereilte die Nachtkerze das Schicksal vieler alter Küchenpflanzen: Sie verschwand aus der feinen Küche und sank - zumindest in manchen Gegenden - zum Armeleuteessen und schließlich zum Schweinefutter ab; es würde mich aber nicht wundern, wenn sie (wie so manches andere) im Zeichen der alternativen Lebensweise neu entdeckt und gelegentlich auch wieder in den feinsten unter den alternativen Küchen und Lokalen angeboten würde.

Als letztes Refugium vieler Pflanzenarten (aber auch als Refugium von Insekten, Eidechsen, Vögeln) werden stillgelegte Bahnhöfe häufig schon unter Naturschutz gestellt. In Berlin etwa ist das Gelände des ehemaligen Anhalter und des ehemaligen Potsdamer Bahnhofs zum Wallfahrtsort für Botaniker, Zoologen, Naturschützer und Grünplaner geworden und außerdem ein üppig durchgrüntes, spontan gewachsenes Erholungsgebiet sowie ein unvergleichlicher Abenteuerspielplatz.

Aber auch diejenigen Teile des Bundesbahngeländes, die noch in Betrieb sind, könnten ihre Naturschutzfunktion besser erfüllen, wenn man die Pflege ein wenig, und zwar sehr kostengünstig verändern würde. Die spontane Vegetation wird auf den Bahnhöfen und Gleisanlagen fast der ganzen Bundesrepublik durch massiven Gifteinsatz vielfach auch dort zerstört, wo sie niemanden stören würde und wo es sicherheitstechnisch absolut überflüssig ist, z. B. auf vielen Bahnsteigen und Ladestraßen sowie auf den meisten „Restflächen“ zwischen und neben den Gleiskörpern. Gerade solche Restflächen sind ideale Refugien seltener Arten und Pflanzengesellschaften.

Eine der botanischen Seltenheiten des Cloppenburgers Bundesbahngeländes ist die Orientalische Zackenschote (*Bunias orientalis*). Ihr reichster Bestand wuchs charakteristischer Weise in einem kleinen Niemandsland - nämlich auf und neben einem jetzt toten Gleis, das von der Hauptstrecke abzweigt und zur Fleischwarenfabrik Pieper führt. Es liegt außerhalb des Firmengeländes, und die Unkrautbekämpfungszüge der Bundesbahn haben es ebenfalls übersehen. Niemand fühlte sich so recht zuständig, und deshalb fühlte sich glücklicherweise auch bisher niemand bemüht, hier das „Unkraut“ auszurotten. Dieses Beispiel zeigt, wie ich glaube, daß wir in der Stadt keinen Naturschutz brauchen; was



Abb. 4: Schöner Bestand der Orientalischen Zackenschote auf einem nicht mehr genutzten Gleis (nahe dem Eingang zur Fleischwarenfabrik Pieper).

wir brauchen, das sind mehr Unkrautwinkel und kleine Niemandsländer dieser Art; sie dürfen sogar kurzlebig sein, wenn nur anderorts wieder andere entstehen.

Als wir uns auf diesem Gleis beschäftigten - mehr als fünfzig, darunter drei seltene Wildkrautarten in sieben Pflanzengesellschaften auf ungefähr 0,03 Hektar! - kam ein älterer Herr vorbeispaziert und meinte, das sei der Hederich, ein schlimmes Unkraut, und man müsse es eigentlich ausrotten. Auf den ersten Blick kann man die Orientalische Zackenschote tatsächlich mit dem Hederich verwechseln. Die Anekdote zeigt aber vor allem, wo unser Bedürfnis und Motiv wurzelt, auch in der Stadt - und zwar auch außerhalb der landwirtschaftlichen Nutzflächen und der Gärten - alles „Unkraut“ hartnäckig und wahllos zu bekämpfen. Dieses Bedürfnis stammt offensichtlich aus einer Agrarlandschaft, wo es auf jeden Quadratmeter Feldfrucht ankam und das Verhältnis von Kraut und Unkraut Jahr für Jahr über Auskommen oder Elend entschied. Wir kommen - ein, zwei Generationen zurück - fast alle vom Land, und dieser Reflex steckt tief: Unkraut bedeutet Schaden, Hunger, Elend, und wer es wachsen läßt, ist faul und asozial.

Das Schädliche und Asoziale aber war zugleich auch das Häßliche. Eine solche Unkrautethik und Unkrautästhetik waren in der alten Agrarlandschaft nicht nur berechtigt, sondern sogar existenznotwendig. Wir könnten es uns heute aber leisten, endlich bewußte Stadtbewohner zu werden und einzusehen, wie sinnlos es ist, auf städtischen Straßen, Wegen, Bürgersteigen, Rasen, Baulücken und Brachflächen das „Unkraut“ zu bekämpfen, als müßten wir von diesen Flächen uns, unsere Kinder und unser Vieh ernähren. Wir könnten es uns sogar leisten, zu sehen, daß Wildkraut *schön* sein kann. Kurz, was auf der landwirtschaftlichen Nutzfläche vielleicht des Teufels ist, das bilden jedenfalls in den Städten nützliche Biotope.

Selbst wenn man in der Stadt Nutzgärten bestellt, ist die Angst vor dem Unkraut aus der „verwilderten“ Nachbarschaft überhaupt nicht begründet. All die Unkrautverordnungen gegen Wildkrautbestände in der Nähe von Nutzgärten liegen falsch. Die Unkräuter im eigenen Garten (vor allem die eigentlich lästigen *Wurzel*-unkräuter) kommen im wesentlichen aus dem eigenen Boden - aus der (wie die Botaniker sagen) „Samen“ - und „Knospenbank“ eigener Gartenerde. Demgegenüber spielt der vielberufene Samenflug aus der verwilderten Umgebung so gut wie keine oder aber eine ganz untergeordnete Rolle; wenn man wegjätet, was aus eigenem Boden kommt, dann kann man den wenigen Anflug wirklich mühelos mitnehmen. Wie einschlägige Gerichtsurteile zeigen, wissen das inzwischen sogar die Richter. Sie können sich selbst durch ein Experiment überzeugen: Lassen Sie auf einem gut gedüngten und gewässerten Beet Ihres Gartens in ganz unkrautfreier Umgebung einfach einmal das Unkraut wachsen...

Worin besteht aber der *Nutzen* dieser städtischen Wildkrautvegetation? Ich kann hier nur einige wenige Dinge nennen. Solche städtischen „Unkrautinseln“ sind erstens Lebensorte und Refugien von zahlreichen Pflanzen und Tieren. Zweitens wirken sie klima- und bodenmeliorativ, d. h., sie mildern die extremen städtischen Mikroklimata, schützen den Boden und tragen beträchtlich zur Grundwassererneuerung bei, und das alles sogar mehr als eine durchschnittliche gärtnerische Anlage. Drittens: Es handelt sich um hervorragende Bio-Indikatoren, an denen man die ökologischen Lebensbedingungen der Stadtbewohner ablesen kann und die als sensible Frühwarnsysteme funktionieren. Viertens sind selbst die kleinsten Stadtbiotope biologisch-ökologische Lernorte für junge und erwachsene Stadtbewohner. (Wo soll z. B. ein Stadtschullehrer im Schulalltag sonst wildwachsende Natur

in ihrem wirklichen Milieu zeigen?). Fünftens sind sich alle Entwicklungspsychologen, Pädagogen und Therapeuten einig, wie wichtig es für die emotionale und intellektuelle Entwicklung sowie für die seelische Gesundheit von Kindern ist, daß sie in ihrer alltäglichen und allernächsten Umwelt noch spontaner, wirklich wildwüchsiger Natur begegnen können - und nicht nur Mauern, Asphaltdecken oder „sauberer“, von alleine gar nicht lebens- und alterungsfähiger Gärtnervegetation, wie sie in jedem Katalog steht. Schließlich: Wildkrautvegetation ist Herumlauflvegetation, die Kindern (und übrigens auch Erwachsenen) Bewegungs- und Freiraum gibt, und zwar mehr als fast jeder offizielle Spielplatz. Erinnern Sie sich: Auch Sie sahen als Kind mit dem ersten Blick an der *Vegetation*, wo man eine Fläche betreten, bespielen, erobern, nach Laune definieren, und beliebig nutzen konnte, ohne daß es gleich Ärger mit Erwachsenen gab; und diese Vegetation, das war fast immer die Ruderalvegetation, von der in diesem Text die Rede war.

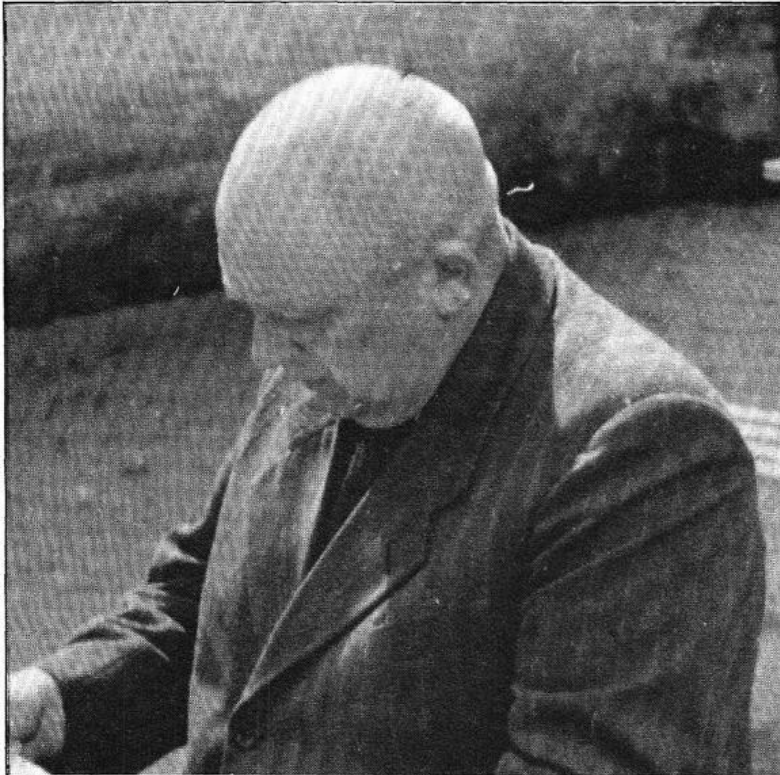
Literaturhinweise:

- ANDRITZKY, M. und SPITZER, K. (Hg.): Grün in der Stadt. Reinbeck bei Hamburg 1981. (rororo7464).
- BRANDES, D.: Pflanzen in der Stadt. Besiedlung städtischer Lebensräume durch spontane Vegetation. Braunschweig 1985. (Sonderausstellung des Staatlichen Naturhistor. Museums Braunschweig 9.6. - 24.11.85).
- HARD, G.: Die spontane Vegetation der Wohn- und Gewerbequartiere von Osnabrück I, II. In: Osnabrücker naturwissenschaftliche Mitteilungen 9, 1982, S. 151-203 und 3, 1983, S. 97-142.
- HÜLBUSCH, K.H. u.a.: Pflege ohne Hacke und Hebizid. Kassel 1984. (Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung, Gesamthochschule Kassel).
- JAEDICKE, H.-G.: Die elementare Bedeutung von Landschaft, Freiraum und naturhaften Strukturen für die Entwicklung des Kindes. In: Garten und Landschaft 1979, H. 12, S. 904-911.
- SCHULTE, W.: Lebensraum Stadt. Pflanzen und Tiere nach Farbfotos bestimmen (BLV Naturführer). München, Wien, Zürich 1984.

Johannes Wagner

Franz Ruholl †

1900 — 1985



Nach langer Krankheit starb am 27. Januar 1985 Franz Ruholl, Hauptlehrer im Ruhestand und einer der besten Kenner der Flora des Oldenburger Münsterlandes.

Franz Ruholl wurde am 9. 1. 1900 in Goldenstedt geboren, er besuchte die dortige Volksschule und von 1915 - 1921 das Lehrerseminar in Vechta.

Als Junglehrer kam er für 2 Jahre nach Bokern, dann nach Damme und Falkenberg. 1929 wurde er Schulleiter in Bokern und blieb dort bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1966. Wegen des damaligen Lehrermangels unterrichtete er in Bokern noch 2 weitere Jahre, bis er sich endgültig zur Ruhe setzte.

Franz Ruholl war ein stiller Mensch, lebte zurückgezogen und verbrachte den größten Teil seiner Freizeit im eigenen Garten und in der freien Natur.
